

## Nach den Säulen des Hercules.

Von

Dr. W. Kobelt.

---

(Zweite Abtheilung.)

---

### Achtes Capitel.

#### Gibraltar.

Die Africaine fuhr dicht an dem Felsen von Gibraltar hin und wir hatten Zeit genug uns das reizende Bild einzuprägen, welches die europäische Säule des Hercules von der Westseite her bietet. Der gewaltige Felsblock stürzt nach Westen und Süden hin weniger steil ab, als nach Osten und Norden, und wo er nur die kleinste Möglichkeit für eine Anpflanzung bietet, haben die Engländer, zum Theil in von Algesiras herübergeschaffte Erde, Bäume und Sträucher gepflanzt und so von der äussersten Felsenspitze, der Punta de Europa, bis zur Stadt einen zusammenhängenden Garten geschaffen, aus welchem unzählige weisse Landhäuser hervorblicken. Am üppigsten ist das Grün unmittelbar vor der Stadt, wo sich die Alameda ausdehnt, der Sammelplatz der feinen Welt, nach oben begränzt durch eine senkrecht abfallende Felswand. Die Stadt selbst erhebt sich amphitheatralisch an dem steilen Abhang, überragt von dem maurischen Castell, das Tarik gegründet. Darüber steigt der Felsen bis 1400 Fuss hoch empor, oben in drei Kuppen auslaufend, den Gun rock nördlich, Signal point in der Mitte und O'Haras tower südlich;

nach dem Lande hin stürzt er jäh und fast senkrecht ab, während er südwärts einige Terrassen bildet, von denen die unteren mit Festungswerken und Militärgebäuden bedeckt sind.

Länger als uns lieb war konnten wir das prächtige Panorama betrachten, denn die Sanitätsbehörde, ohne deren Erlaubniß wir nicht aussteigen durften, liess sich nirgends blicken. *N'avez-vous pas vu la santé?* rief unser Capitän jedes Boot an, aber die *Santé* war nirgends zu sehen. Dabei schwankte unser Schiff ganz lustig, denn der Hafen von Gibraltar bietet gegen den Südwestwind nur wenig Schutz und ist zudem so seicht, dass die grösseren Schiffe fast eine Viertelstunde vom Lande ab ankern müssen. Eine Familie aus Gibraltar war im Boot herausgekommen, um jemand abzuholen; sie musste sich eine gute Stunde lang von den Wellen umher werfen lassen, ohne an Bord kommen zu dürfen.

Endlich kam der kleine Schraubendampfer mit der »*santé*« herangefegt und wir konnten in das Boot steigen. Es waren nur wenige Passagiere da und so waren wir in der Lage den Herrn Bootsmännern, die sonst richtige Landhaifische sind, die Preise zu dictiren und kamen ungeprellt zwischen den zahlreichen Schiffen und Hulks durch, an das Land. Hulks sind abgetakelte Schiffe, welche auf der Rhede vor Anker liegen und als Kohlenmagazine dienen; jede Dampferlinie hat ihren eigenen Hulk an welchen ihre Schiffe anlegen, und die Rhede von Gibraltar erscheint dadurch noch viel belebter, als sie eigentlich ist. Ein winzig kleiner Molo dient als Landungsplatz. Gibraltar wird von der englischen Regierung nun einmal nur als Waffenplatz und durchaus nicht als Handelshafen angesehen. Für die Kriegsschiffe hat man bei der Bucht von Rosia einen kolossalen Damm erbaut, hinter welchem die grössten Panzerschiffe in voller Sicherheit liegen können; eben lagen der *Minotaur* und noch ein zweiter Fünfmaster neuester Construction da vor Anker und gaben unserem Schiffspersonal viel zu sehen und zu sprechen. Die Handels- und Passagierschiffe können sehen, wie sie zurecht kommen. Es wäre eine Kleinigkeit, einen Molo so weit herauszuführen, dass alle Dampfer anlegen könnten, aber man will keinen allzu lebhaften Handel in Gibraltar; thut man ja doch auch alles, um Fremden die Niederlassung zu erschweren. Setzt ein scharfer Süd- oder Südwestwind ein, so bleibt den Schiffen nichts übrig, als ihren

Ankerplatz zu verlassen und ganz im Hintergrunde der Bucht oder bei Algesiras Schutz zu suchen.

An dem kleinen Hafendamm drängte sich eine bunte Menschenmenge, aber es wurde strenge Ordnung gehalten und der Ankömmling bei weitem nicht so von zudringlichen Lastträgern und Führern belästigt, wie in Italien. Wir übergaben unser Gepäck einem der nummerirten Träger und schritten dem engen Thore, welches den einzigen Eingang vom Meere her bildet, zu. Gibraltar hat überhaupt nur drei Thore: Waterport, vor dem wir eben standen, Mainport oder Spanish port nahe dabei nach der Landenge hin, welche den Felsen mit dem Festlande verbindet, und South port nach der Alameda hin. Ehe man eintreten darf, sind noch einige Förmlichkeiten zu erledigen. Die Douane allerdings begnügt sich mit der Frage nach Spirituosen und Waffen; besonders in Beziehung auf letztere ist man sehr streng, der Besitz eines Revolvers kann, wenn man ihn einzuschmuggeln versucht, grosse Unannehmlichkeiten veranlassen, man thut also wohl, ihn abzugeben und bei der Abreise wieder in Empfang zu nehmen, dann ist Old England sicher, dass man ihn nicht benutzt, um durch einen Handstreich die Festung zu erobern. Vom Zollamt wird man an ein anderes Bureau gewiesen, wo man gegen Angabe seines Namens die Erlaubniss erhält, bis zum Abend — aber nicht länger — in der Stadt zu bleiben. Früher war man noch strenger, besonders gegen Reisende, welche von Algesiras oder einem anderen spanischen Hafen kamen; sie mussten eine Licencia von der spanischen Behörde vorlegen. Von Fremden verlangt man das jetzt nicht mehr, sondern ertheilt ihnen den Permess ohne Anstand; wer aber länger als bis zum Abend bleiben will, muss einen anderen Permess auf fünf oder zehn Tage nachsuchen, welcher allerdings auch ohne weitere Umstände durch die Hôtelbesitzer vermittelt wird. Nur wer länger bleiben will, muss einen englischen Unterthan als Bürgen stellen und dann bekommt er die Erlaubniss, zwei Jahre lang in der Stadt zu wohnen, aber bei Leibe nicht länger. Natürlich ist auch diese Vorschrift nur dazu da, um umgangen zu werden; sind die zwei Jahre um, so verlegt der Betreffende seinen Wohnsitz auf vierzehn Tage nach San Roque oder Algesiras und erhält dann einen neuen Permess. Die Behörden wissen das ganz gut, aber sie halten mit ächt englischer Zähigkeit an den alten Vor-

schriften fest, damit ihnen Gibraltar nicht eines schönen Tages gestohlen werde. Sie haben eben noch nicht vergessen, wie sie selbst in den Besitz gelangt sind.

Wir nahmen unser Quartier in der Fonda espanola, denn für die grossen englischen Hôtels, in denen die Pension ein Pfund Sterling beträgt, war unsere Börse nicht eingerichtet. Auch die Fonda war gerade nicht allzubillig und auch sie hatte den englischen Gebräuchen viele Zugeständnisse machen müssen. Sie stand unter der Leitung eines ungemein würdig ansehenden Gentleman, Mr. Parker, eines geborenen Holländers, der in tadellos sauberem Costüm den Vorsitz an der immer sehr gut besetzten Tafel führte und sich gar nicht zufrieden geben konnte, wenn man seinen Gerichten nicht ordentlich zusprach. Wir stärkten uns mit einem tüchtigen Frühstück, dann suchte meine Frau die Ruhe, um sich von dem Mal de mer einigermassen zu erholen, während ich mich zu einer Recognoscirungstour nach dem Felsen aufmachte. Eigentlich hätte ich dazu wieder einen besonderen Permess haben müssen, denn der am Thor erhaltene berechtigt eben nur zum Aufenthalt in der Stadt selbst, da aber jeder Fremde ohne Anstand einen solchen bekommt, fällt es den Schildwachen nur äusserst selten einmal ein, danach zu fragen. Mir ist des nur ein einziges Mal vorgekommen, dass ich gefragt wurde: Did you get a permess? und der Frager gab sich mit meinem einfachen: Yes, Sir, I did, zufrieden. Ich ging Main Street, die Hauptverkehrsader Gibraltars, entlang, eine ziemlich enge krumme Strasse, welche aber gut gepflastert und tadellos sauber ist. Sie führt direct nach South Port, dem Landthore; durch dasselbe gelangt man auf das Glacis und über dasselbe hinüber in die schattige Alameda. Unmittelbar am Thore liegt der alte Friedhof; seine Grabsteine tragen manchen in der englischen Geschichte wohlbekannten Namen. Die Gräber sind mit ächt englischer Pietät unterhalten und der Raum ist mit prächtigen Bäumen bepflanzt; die Stadtmauer ist im Bereiche des Friedhofes dicht mit Ephen bedeckt. Ich wandte mich diesmal nicht der Alameda zu, sondern stieg auf schmalen Zickzackpfaden durch den Kiefernwald empor, welcher oberhalb derselben den Abhang bekleidet; der Schatten der prächtigen Bäume that bei dem glühenden Sonnenbrande recht wohl. Weiter oben lockte mich der steile Felsen, aber umsonst suchte ich nach einem hinaufführenden Pfädchen. End-

lich fand ich eine Wasserrinne, welche in eine grosse Cisterne mündete, und stieg durch dieselbe hinauf; es war zwar unmittelbar daneben eine grosse Warnungstafel angebracht, welche wahrscheinlich ein strenges Verbot enthielt, aber ich nahm mir nicht die Zeit, sie zu lesen und kletterte weiter. Zum Glück war auch keine Schildwache in der Nähe und so kam ich ungehindert an den Felsen, wo ich aber durchaus keine sonderlich reiche Schnecken- ausbeute machte. Nach einigem Umhersteigen an dem Fusse der steilen Wand entschloss ich mich darum zur Rückkehr und kam auch durch die üppige Vegetation am Abhange wieder herunter; aber es ging streckenweise rascher, als mir lieb war; zum Glück waren die Pflanzen hier nicht alle so stachelig, wie um Oran. Ein paar Rebhühner (*Perdix rufa*) die vor meinen Füßen auf- flogen, bewiesen, dass man selbst auf dem Felsen die Jagd hegt.

Am anderen Morgen machten wir uns zeitig auf, um die Höhe des Felsens zu besteigen, wo wir eine reichere Ausbeute erhoffen konnten. Durch ein Gewirr von engen Gässchen, die man hier Ramps nennt, und über Treppen suchten wir uns den Weg nach der Höhe und gelangten endlich an das alte Mauren- castell, welches die Stadt nach oben abschliesst. Es wird noch im Stande erhalten und ist nur mit besonderer Erlaubniss des Stadtmajors zugänglich, bietet aber nur für den Militär Interesse. Schaaren von Thurnschwaben nisten in den Ritzen des alten Gemäuers und umschwärmen den Thurm mit lustigem Schreien, ich kann mich nicht entsinnen, diesen Vogel jemals in ähnlicher Menge gesehen zu haben, wie hier und später in Algesiras. Unmittelbar unter dem Castell hat man grossartige Cisternen ange- legt, welche die Stadt mit Trinkwasser versorgen; grosse Strecken in der Umgegend sind cementirt und weit am Felsen hinauf laufen cementirte Sammelgräben. Durch den Cementboden hindurch aber spross die südliche Flora. Gibraltar hat eine grosse An- zahl solcher Cisternen oder Tanks, wie sie der Engländer nennt, gross genug, um die Stadt das ganze Jahr hindurch zu versorgen. Ausserdem ist auch in neuerer Zeit noch dicht an der See vor der Nordfronte eine sehr reiche Quelle entdeckt worden, deren Wasser durch Pumpwerke in die Stadt geschafft wird; sie liegt aber ausserhalb des Festungsbereiches und man sucht sich für den Fall einer Belagerung unabhängig von ihr zu halten.

Von dem Castell an führt ein ganz ausgezeichnet angelegter

und gut erhaltener Pfad nach oben, anfangs in kurzen, dann in längeren Serpentinien; er ist so breit, dass Fuhrwerke bis auf die höchste Spitze hinauf gelangen können. Ein Thor ist nach dieser Seite nicht vorhanden, der ganze nördliche Theil des Felsens wird zur Stadt gerechnet und ist durch eine Mauer, welche von Signal Point bis zu dem steilen Felsen über der Alameda führt, von dem südlichen Theile geschieden. Die Aussicht ist schon am Maurencastell prächtig, weiter hinauf wird sie mit jedem Schritte schöner. Unsere Hoffnung auf reiche Ausbeute wurde nicht getäuscht; in den Spalten des Kalksteins aus welchem der Felsen besteht, fanden wir zahlreiche interessante Schnecken, besonders die für das südlichste Spanien charakteristische *Helix marmorata* Fér. und eine Abart der schönen *Helix lactea* Müller, welche ich später auch um Algesiras und Tarifa und drüben in Marocco bei Tanger und Tetuan beobachtete. Sie war hier nicht selten albin, ohne Spur von Farbstoff und mit durchscheinenden Binden, und solche Exemplare stechen sehr eigenthümlich ab gegen die typischen mit ihren breiten schwarzen Bändern und der wie emallirt glänzenden tiefschwarzen Mündung. Auch hier genügte wieder keine der gebräuchlichen Erklärungsweisen, um die Häufigkeit dieser abnormen Erscheinung zu erklären.

Im Sammeleifer verliessen wir den Weg und wollten von einer Serpentine zur anderen klettern; aber alsbald ertönte eine Stimme von oben: It is not allowed to climb in the rocks; die Schildwache, die oben unter einem drehbaren Schirmdache stand, hatte uns erspäht und schenkte uns alsbald wieder auf den Pfad der Tugend zurück. Ich versuchte umsonst, den rothrückigen Krieger von der Harmlosigkeit unserer Absichten zu überzeugen, er betrachtete kopfschüttelnd unsere Ausbeute, blieb aber bei seiner Instruction und wir mussten froh sein, dass er uns noch gestattete, von den Felsen am Wege die Schnecken abzunehmen, denn eigentlich ist auch das verboten, ebensogut wie das Abbrechen von Pflanzen und das Anheben von Steinen, ja dieses Verbot ist ausdrücklich auf dem Permess vermerkt. Uebrigens fühlten wir auch bald gar keine Lust mehr, den Weg zu verlassen, denn an seinen Seiten fanden wir mehr, als wir mitnehmen konnten, und als wir obendrein noch nahe dem Gipfel in Felsspalten eine schöne Art (*Helix Scherzeri Zelicor*) fanden, welche seit ihrer Entdeckung nicht wiedergefunden worden und so gut wie verschollen war, ver-

gassen wir Schildwachen und Verbot und stiegen vergnügt zum Rock Gun, dem nördlichsten und höchsten der drei Felsengipfel empor.

Je höher wir stiegen, desto üppiger wurde die Vegetation; es ist das eine natürliche Folge der Nebel, welche häufig die Kuppen umziehen. In diesem Jahr war freilich der ganze Felsen ungewöhnlich grün, denn die Winterregen waren reichlich gewesen. Ein prachtvolles Löwenmaul bildete förmliche Blumenbeete zwischen den Felsen; strauchartige Euphorbien standen überall zwischen den Steinen, aber die Zwergpalme, welche an den südlichen Kuppen einen förmlichen Wald bildet, fehlt an der nördlichen nahezu ganz; offenbar sagt ihr hier der Boden nicht zu. Ueberhaupt ist der nördliche Felsen auffallend viel kahler, als die beiden anderen; nur in der Einsenkung zwischen ihm und Signalpoint liegt eine von Oelbäumen umgebene Farm, Bruce's Farm genannt, der einzige bewohnte Punkt oberhalb des eigentlichen Stadtbezirks. In gleicher Höhe mit ihr liegen starke Batterien und in denselben der Eingang zu den berühmten Galerien, welche in drei Etagen übereinander die senkrecht abstürzende Nordfront vertheidigen und die Landenge beherrschen. Um sie zu besuchen, muss man eine besondere Erlaubniss haben, deren Erlangung aber mehr Zeit kostet, als wir an Gibraltar wenden konnten, wir haben sie darum nicht gesehen. Sie haben unendliche Summen verschlungen, über ihren fortificatorischen Werth aber äusserte man sich in Gibraltar sehr absprechend. Sie füllen sich nämlich wegen ungenügender Ventilation sehr rasch mit erstickendem Dampf, und wenn gelegentlich des Königssaluts alle Stücke nach einander abgefeuert werden, müssen für die Bedienungsmannschaften der letzten Kanonen besondere Vorsichtsmassregeln getroffen werden und kommen trotzdem nicht selten Unglücksfälle vor. Gibraltar hat übrigens soleher zweckloser Vertheidigungsbauten noch mehr, auch die Batterien auf der Höhe zur Vertheidigung der absolut unersteiglichen und unangreifbaren Ostfront sind für eine etwaige Belagerung eben so unnütz, wie der Thurm auf der Südspitze, den man sehr bezeichnend nach seinem Erbauer O'Hara's folly nennt. Gibaltars wirkliche Stärke liegt in den gepanzerten Batterien an der Wasserlinie, die man erst sieht, wenn man unmittelbar davorsteht, und deren Kanonen trotzdem im Stande sind, Algesiras in ein paar Stunden in einen Schutthaufen zu verwandeln.

Von den Batterien am Eingang der Galerien — den letzten, bei denen Schildwachen stehen — führt der Weg in regelmässiger Steigung bis zum Sattel zwischen den beiden nördlichen Felspitzen empor und spaltet sich dann in zwei Zweige; gerade hinter dem Sattel liegt am Ostabhange eine vollständig armirte, aber in Friedenszeiten unbesetzte Batterie, welche einen prächtigen Blick auf das Mittelmeer bietet. Noch schöner aber und geradezu überwältigend ist der Blick von der Spitze des Felsens selbst, wo ein Festungsthurm erwünschten Schutz gegen die trotz der Höhe heiss brennende Sonne bietet. In ihrer ganzen Ausdehnung liegt die Strasse von Gibraltar zu den Füßen des Beschauers, am östlichen Eingange glänzen die Festungsmauern von Ceuta, weiterhin erhebt sich der Dschebel Musa, fast doppelt so hoch, wie der Felsen von Gibraltar, weiter nach Westen hin verflacht sich die Küste und wird von grünen Hügeln eingefasst bis am äussersten Ende dicht vor dem weit hinaustretenden Cap Spartel die weissen Häuser von Tanger sichtbar werden. Der Blick dringt weit hinein nach Marocco bis zu den Bergen von Tetnan und ganz am Horizont schimmern kaum erkennbar die Schneeberge des hohen Atlas. Wenden wir die Augen herüber nach Europa, so liegt unmittelbar zu unseren Füßen Gibraltar mit seiner grünen Alameda und den prachtvollen Gärten und Landhäusern, welche sich dem Meere entlang hinanziehen bis zu dem freundlichen Dorfe Rosia; dahinter liegt der von Schiffen wimmelnde Hafen, jenseits der Bai dicht am Ufer Algesiras, und hinter ihm erheben sich die mit düsteren Korkeichenwäldern erfüllten Berge Südspaniens in immer höheren Ketten. Ganz weit draussen, jenseits Tarifa, welches durch die Berge verdeckt wird, streckt sich ein flaches Cap ins Meer hinaus: Trafalgar, wo die englische Flotte ihrem Lande die Herrschaft des Meeres erkämpfte und Nelson fiel.

Wenden wir uns weiter rechts, so haben wir gerade unter uns die Landenge, welche den Felsen mit dem Festlande verbindet, mit den englischen und spanischen Wachtlinien, dahinter San Roque, die Sommerfrische der Gibraltaraner, mit seinem Eichenwalde, und weiterhin die kahlen, kühlgeformten Kalkberge der Serrania de Ronda, überragt von dem gewaltigen Kegel der Sierra de Yunquera. Noch weiter nach Osten hin aber schimmern am Horizont jenseits des Mittelmeeres wie eine weisse Wolke die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada bei Granada.



Dreht man sich ganz herum, so sieht man gerade unter sich, so dass man mit einem Stein hineinwerfen zu können glaubt, das blaue Mittelmeer endlos hingestreckt, stets belebt von Schiffen, welche der Völkerpforte zueilen oder sie eben passirt haben. Nur ganz schwach tönt sein Brauden herauf, denn wir stehen vierzehnhundert Fuss über ihm, wenn auch die klare Luft es viel näher erscheinen lässt. Eine grausige, wildzerrissene Felsmauer, nur unten von einem kahlen Schuttkegel verdeckt, bildet die Ostseite des Felsens; sie ist unbewohnt von Menschen, nur gerade zu unseren Füßen, wo die Catalan Bay ein Landen gestattet, liegen ein paar Fischerhütten. Von hier führte früher ein schwindelnder Pfad hinauf zu dem Sattel zwischen Signal Point und O'Haras Tower und um ein Haar breit wäre die Festung einmal auf diesem Wege überrumpelt worden. Schon war ein spanisches Detachement, das in dunkler Nacht mit Kähnen gelandet, bis fast zur Höhe emporgestiegen als es von den Schildwachen bemerkt und zurückgetrieben wurde. Um der Wiederholung einer ähnlichen unliebsamen Ueberraschung vorzubengen, hat man nachher den unteren Theil dieses Weges abgesprengt und völlig unersteigbar gemacht. In ähnlicher Weise hat man auch sonst überall am Umfang des Felsens durch Sprengungen unersteigliche Abhänge geschaffen, so dass eine Landung nur an den Hafendämmen von Gibraltar und Rosia möglich ist.

Während des Emporsteigens hatten wir uns fast umsonst nach Insekten umgesehen; um so mehr waren wir überrascht, als wir an dem Thurm selbst eine reizende *Chrysomele* in grosser Menge fanden, die wir trotz des sorgsamsten Suchens weiter unterhalb nicht entdecken konnten.

Am achtzehnten Mai statteten wir der mittelsten der Spitzen, dem Signal Point unseren Besuch ab, so ziemlich auf demselben Wege, den wir am ersten Tage genommen. Die Aussicht ist oben noch schöner, als am Rock Gun, auch ist eine kleine Wirthschaft oben, in der man pale Ale und Chesterkäse, allerdings zu einem sündhaften Preise, bekommen kann. Oben ist die Signalstation, von welcher aus alle die Meerenge passirenden Schiffe sowohl hinunter in die Stadt als auch direct nach London gemeldet werden; wenige Minuten, nachdem ein Schiff vorüber, wird sein Name bei Lloyds angeschlagen.

Von der Batterie aus kann man die ganze steile Ostküste

übersehen, den Tummelplatz der Affen, mit deren Beaufsichtigung auch der wachthabende Sergeant betraut ist. England ist sich der Pflicht wohl bewusst, die einzigen vierhändigen Affen in Europa zu beschützen; es ist bei strenger Strafe verboten, sie zu beleidigen oder gar einen zu tödten. Der Affe von Gibraltar ist der schwanzlose Magot (*Inuus ecaudatus*), eine auch in Nordafrika und namentlich in Marocco weit verbreitete Art, die mit Vorliebe unzugängliche Felsenschluchten bewohnt und die Wälder meidet. Er wird bis 4 Fuss hoch, ist aber vollkommen harmlos, so lange man ihn nicht angreift, dann aber soll er sich zur Wehr setzen und, da er immer in Heerden lebt, wie der Pavian, selbst dem Menschen gefährlich werden. In Gibraltar ist er sich des Schutzes, den er genießt, wohl bewusst, aber der Fremde bekommt nur ganz ausnahmsweise einen Affen zu sehen. Nur zwei Ursachen treiben ihn bei Tage aus seinen Verstecken in den unzugänglichen Klüften der Ostseite herüber: der Wassermangel im Nachsommer und der Tyrant of Gibraltar, wie man ihn nennt, der Levanter oder Ostwind. Dieser feuchte, kühle Wind wirkt auf alle Bewohner Gibraltars gleichmässig in unerfreulicher Weise ein; Mensch und Vieh fühlen sich unbehaglich und gereizt, und vorsichtige Menschen halten zu solcher Zeit keine Gesellschaft; wer nicht muss, verlässt seine Wohnung nicht. Eine dicke Wolke legt sich dann auf den Gipfel des Felsens, doch kommt es selten zu eigentlichem Regen. Ganz besonders unangenehm ist der Levanter aber den Affen und sobald er weht, verlassen sie die Ostseite und suchen auf der Westseite Schutz. Der Tourist hütet sich aber wohl, dann den Gipfel zu besteigen, und so bekommt er die Affen nicht leicht zu sehen; ich bin einmal eigens desshalb oben gewesen, aber in dem dichten Nebel konnte man nicht weit sehen und ich entdeckte von den Affen keine Spur.

Der Sergeant, welcher schon seit geraumer Zeit mit der Aufsicht über die Affen betraut ist, erzählt, dass sie meistens erst im Nachsommer regelmässig auf die Station kommen, um dort zu trinken; er benutzt diese Gelegenheit, um die Civilstandsregister zu berichtigen, und verfehlt nie, bevorstehende oder stattgefundene »interesting events« im Gibraltar Chronicle zu melden. Die Heerde hat sich in neuerer Zeit wieder erheblich vermehrt und zählt nun einige 20 Individuen. Vor einigen Jahren war sie in ihrem Bestande sehr reducirt und

drohte anzusterben, denn der alte town major — die Engländer beehren in höchst respectwidriger Weise nämlich den regierenden Leitaffen mit demselben Titel, wie den Platzmajor der Festung — war Todes verblichen und hatte keinen Nachfolger hinterlassen, so dass in seinem Reiche sich alsbald die deutlichsten Spuren des beginnenden Verfalles erkennen liessen. Da intervenirte das englische Gouvernement und liess einen hoffnungsvollen Affenprinzen in Marocco einfangen und auf dem Rock aussetzen. Das Gouvernement hatte mit dieser Octroyirung mehr Glück, als in Afghanistan; die verwittweten Affendamen nahmen ihn mit offenen Armen auf und der neue town major hat sich seitdem als entschiedenen Mehrer des Reiches erwiesen. Nicht gerade zur Freude der Gartenbesitzer Gibraltars, denn die Affen plündern die Gärten nachts in unverschämter Weise. Sonst leben sie vorwiegend von dem süssen Wurzelmarke der Zwergpalme, welche am Ost-abbang in grossen Mengen wächst.

Von Signal Point kann man auf einem bequemen Wege nach Windmill Flat, den tiefer gelegenen Ebenen nahe der Südspitze, hinabsteigen. Ausserdem führt aber längs der Befestigungsmauer, die sich von der Spitze bis zu der senkrechten Felsenwand unmittelbar über der Alameda herabzieht, eine steile Treppe mit unzähligen Stufen direct nach unten. Wir schlugen in Begleitung eines freundlichen Seemannes, welcher zu einem im Hafen von Rosia liegenden Kanonenboote gehörte, den ersteren Weg ein und verliessen durch ein schmales Pförtchen, welches sich in der Batterie unmittelbar unter der Beobachtungsstation befindet, den engeren Stadtbezirk. Je weiter man kommt, desto üppiger wird die Vegetation; namentlich erreicht hier die Zwergpalme eine Entwicklung, wie man sie sonst nur in botanischen Gärten bei sorgsamer Pflege findet. Zu Hunderten stehen die mannshohen Stämme umher und zwischen ihnen ist alles dicht mit Gebüsch bedeckt. So könnten alle südspanischen Sieren aussehen, denn die Vegetation wird hier durchaus nicht besonders gepflegt, man hält nur die Ziegen draussen.

Unser Begleiter amüsirte sich im Anfang höchlich über unser Schneckensammeln, half auch wohl ein wenig; bald wurde es ihm aber doch zu langweilig und er verabschiedete sich von uns; mit sammelnden Naturforschern ist eben schlecht Spazierengehen. Wir fanden reiche Ausbeute und erfreuten uns an der

herrlichen Aussicht, welche auf dem geraume Zeit unmittelbar unter dem Gipfel hinlaufenden Wege immer gleich prächtig bleibt. Der Weg selbst, obschon wenig betreten, war, wie alle am Felsen, ausgezeichnet unterhalten; er führt mit geringer Senkung bis zur Vereinigung mit dem von der Südspitze herabkommenden Pfade und senkt sich dann rasch nach unten. Man kommt an dem Eingange einer der zahlreichen Tropfsteinhöhlen vorbei, welche den Felsen nach allen Richtungen durchziehen; die Regierung hält sie strenge verschlossen und es bedarf einer besonderen Erlaubniss, um sie zu besichtigen. Unter den Bewohnern Gibraltars coursiren die abenteuerlichsten Erzählungen über die Ausdehnung der Höhlen; besonders von der grössten, der S. Miguel-Höhle, geht die Sage, dass sie unter der Meerenge durch bis nach dem Affenberge reiche und man behauptet sogar, die Affen könnten auf diesem Wege nach Belieben herüber und hinüber gelangen. Es ist das aber offenbar nur eine Sage. Ich möchte sogar sehr bezweifeln, dass die Affen von Gibraltar überhaupt von früher her auf dem Felsen einheimisch gewesen; die alten Geographen erzählen nichts von ihnen; wären sie einheimisch diesseits der Meerenge, so wäre es kaum begreiflich, warum sie sich nicht auch in den wilden Felsenbergen der Serrania de Ronda finden sollten, welche ihnen mindestens ebenso günstige Bedingungen bieten, wie der Fels von Gibraltar. Es scheint mir darum viel wahrscheinlicher, dass sie durch irgend einen thierfreundlichen Mauren auf den Felsen verpflanzt wurden und sich an der ihnen sehr zusagenden Wohnstätte erhalten haben.

Unser Pfad mündete unweit des Fleckens Rosia auf die Hauptstrasse, welche von der Stadt nach Europa point führt. Von dort bis Gibraltar erstreckt sich eine ununterbrochene Reihe von Landhäusern und Gärten, von üppigster Vegetation umgeben, bis zur Alameda. Heliotrop, Geranien und Pelargonien bildeten förmliche Bäume, hochstämmige Dattelpalmen standen überall zwischen Strandkiefern und *Bellasombros*, hier und da überdeckte auch die prächtige *Bougainvillia speciosa* die Mauern mit ihren violetten Blütenmassen. Aber auch hier vermisste ich die Palmenmannigfaltigkeit der sicilianischen Gärten: in dem fast unter gleicher Breite liegenden Palermo fand ich 28 Arten im freien Lande, hier, obschon sie eben so gut gedeihen müssten, nur die Dattelpalme und die Zwergpalme.

Leider entbehrt die Strasse vollständig allen Schattens; zwischen den hohen Gartenmauern brannte die Sonne entsetzlich und wir waren nicht wenig erfreut, als wir endlich die Alameda erreichten, deren schattige Gänge sich bis zum Landthore hinziehen.

Gibraltar an und für sich bietet dem Fremden nur sehr wenig Unterhaltung; auch die Eingeborenen sind davon wenig erbaut. It is the most stupid place I ever have seen, sagte mir ein englischer Artilleriehauptmann, den ich später in Tetuan kennen lernte; wer nicht Geschäftsmann oder Soldat ist, pflegt sich nicht länger als unbedingt nöthig dort aufzuhalten. Gibraltar ist und bleibt immer ein grosses Gefängniß, dessen Thüre jeden Abend sorgsamst verschlossen wird. Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang ertönt ein Kanonenschuss, der *Sun set gun fire*, als Signal für jeden, der sich noch draussen befindet; eine halbe Stunde später werden die Thore geschlossen und wer draussen ist, kann sehen, wo er ein Quartier findet. In der Stadt aber beginnt unmittelbar nach dem Kanonenschuss der feierliche Zapfenstreich, eine musikalische Leistung, mit der sich höchstens die Musik der Turcos, deren Genuss uns in Mostaganem geboten wurde, messen kann. Zwölf Trommler und zwölf Pfeifer, eine grosse Trommel und zwei Becken, so geht es *Mainstreet* hinauf und dann wieder herunter, ein baumlanger *Tambourmajor* voran, die gesammte Strassenjugend hinterdrein; die Musiker wissen, dass die Augen und Ohren von ganz Gibraltar auf sie gerichtet sind und arbeiten drauf los, was das Zeug hält. Sind sie wieder zurück, so folgt ein zweiter Kanonenschuss und ein zweiter Zapfenstreich, dann ist der Tag für Gibraltar vorüber. Auf den Strassen wogt es allerdings noch auf und ab, aber auch da erstirbt das Leben schon zeitig, und nach Mitternacht darf Niemand mehr ohne besondere Erlaubniß sein Haus verlassen. Im Sommer spielt eine Musikbande auf der Alameda und dann bleibt das Südthor offen bis Mitternacht, aber nachher wird auch es unerbittlich geschlossen. Die Beamten und Officiere klagen ziemlich ausnahmslos über Langeweile; der Dienst drückt sie nicht, vor zehn, elf Morgens wird kein Bureau geöffnet, sie haben somit Zeit genug, die Langeweile gründlich zu geniessen. Man sagt, dass viele der in Gibraltar ansässigen Engländer diesen Feind durch geistige Genüsse zu bekämpfen suchen und behauptet, die einzige in Gibraltar endemische Krankheit, das Gibraltar Fever,

sei derselbe Zustand, den man anderweitig weniger euphemistisch *Delirium tremens* nennt. Die von dieser Krankheit Befallenen schieben freilich die Schuld auf die Hitze und das schlechte Wasser, und sie haben damit nicht ganz unrecht; denn die Hitze erzeugt den unwiderstehlichen Durst und das Wasser ist allerdings so schlecht, dass man es nicht trinken kann. Abgesehen von dem Gibraltar Fever ist die Stadt nicht eben ungesund zu nennen; nur die Fremden klagen über das erschlaffende Klima. Die Eingeborenen — sie werden überall in der Gegend mit dem Epitheton *ornans Scorpione*, im Femininum *Scorpionessa*, bezeichnet — fühlen sich bei dem Klima recht wohl und gedeihen sichtlich. Sie sind in neuerer Zeit freilich etwas timider geworden, als sonst, denn die glänzenden Zeiten für Gibraltar sind vorüber, seit England sich durch Spaniens unablässige Reclamationen endlich genöthigt gesehen hat, dem Schmuggelhandel zu steuern und in der Stadt ein Custom-House zu errichten. Damit hat die Position allerdings sehr an Wichtigkeit für England verloren. Früher war auf dem Felsen das grösste Schmuggeldepôt der Welt; Gibraltar, von dem aus keine einzige Strasse nach Spanien hineinführt, importirte mehr englische Manufacturwaaren und besonders mehr Tabak, als sämtliche spanische Häfen zusammen genommen; die *Rondeños*, die Bewohner der *Serrania de Ronda*, standen fast sämmtlich in den Diensten der Importeure zu Gibraltar und allabendlich liefen aus dem Hafen die Schmugglerboote, nicht selten beim Kampfe mit den *Guardacostas* direct unterstützt von den englischen Kriegsschiffen. Die Berge von *Ronda* und *Yunquera* haben manches erbitterte Gefecht zwischen den »Grünen«, den Zollwächtern, und den *Rondeños* gesehen, doch waren das meistens Ausnahmen. Für gewöhnlich standen sich Schmuggler und Zollwächter ganz gut und hüteten sich, einander in den Weg zu kommen; Officiere wie Gemeine erhielten von den Importeuren ihren regelmässigen Sold, regelmässiger als von der Regierung, und wenn der Form wegen einmal ein Convoi abgefasst werden musste, wurde das vorher abgemacht und verlief zwar mit einigem Geknalle, aber ohne Blutvergiessen. Das waren die guten Zeiten der *Majos* (sprich *Maebos*); die jungen Andalusier verdienten beim Schmuggel ein Heidengeld und brachten es wieder unter die Leute; sie konnten die *Caballeros* spielen und ihrer Neigung zu Putz und schönen Waffen und Pferden die Zügel

schiessen lassen. Aus dieser Zeit stammt der Ruhm von Ronda, dem Sitz andalusischer Nationalität, auf dessen weitberühmter Feria — etwa unserer deutschen Kirmes entsprechend — sich Niemand anders als im andalusischen Nationalcostüm blicken lassen durfte, wollte er nicht verspottet und aus der Plaza de toros, der Arena, hinausgewiesen werden.

Zu ernsthaften Kämpfen kam es meist nur, wenn ein Majo in seinem Uebermuth einen der Grünröcke persönlich beleidigt oder ihm etwa gar ein Mädchen weggeschnappt hatte, oder auch wohl einmal, wenn ein neuer Commandant von Madrid kam mit der strengen Ordre, dem Schmugglertreiben, das die spanischen Zollkassen so schwer schädigte, um jeden Preis ein Ende zu machen. Dann allerdings bekamen die Escopetas und Trabucos\*) Arbeit und mancher Grünrock, mancher Majo färbte die Erde mit seinem Blute, während andere gefangen in die Presidios wanderten. Erst dem um die Sicherheit in Spanien hochverdienten General Prim gelang es vor dreissig Jahren, den Schmuggelhandel etwas einzuschränken; die Einführung vernünftigerer Zollgesetze und die Entwicklung der Industrie, namentlich in Catalonien, gaben ihm den Todesstoss und heute existirt ein organisirter Schmuggel für Manufacturwaaren kaum mehr; nur Tabak wird noch immer geschmuggelt und das wird auch wohl noch fort-dauern, so lange in Spanien das Tabaksmonopol besteht. Mit dem Schmuggel sind aber auch die Majos verschwunden; ein solcher Stutzer in Volkstracht muss in erster Linie Geld haben, und das ist in dem kapitalarmen Südspanien ein sehr rarer Gegenstand geworden.

Dem Lande freilich ist das Aufhören der alten Romantik zu Gute gekommen; ich sollte mich später manchmal davon überzeugen, welchen Aufschwung der Ackerbau gerade in dem Berglande von Ronda genommen, seit der leichte Verdienst durch den Schmuggel aufgehört. Auch die Sicherheit hat sich seitdem gehoben. Die Contrebandistas, die Schmuggler, waren zwar durchaus keine Räuber und benahmen sich dem Fremden gegenüber jederzeit als Caballeros, aber aus dem bestrafte

\*) Escopeta ist die einläufige, meist maurisch geschäftete Flinte, Trabuco ein Gewehr mit trichterförmiger Mündung, in das man eine Hand voll kleiner Kugeln auf einmal ladet, die Lieblingswaffe der spanischen Schmuggler.

Schmuggler wurde meist ein Räuber, und für den wegen eines erfolgreichen Kampfes geächteten und gehetzten Führer einer Schmugglerbande lag die Versuchung gar nahe, auch seinerseits die Grenzen zu überschreiten und zum Bandolero, zum Räuberhauptmann zu werden. Haftet einem solchen ja in den Augen des Spaniers im Allgemeinen und des Andalusiers im Besonderen durchaus kein Makel an, sondern eher eine wildromantische Glorie, die ihn als den Beschützer des Armen, den Rächer der unter gesetzlichem Deckmantel verübten Schlechtigkeit, als den Vertheidiger der Freiheit gegen die despotische Missregierung erscheinen liess. Aus dem Bandolero wurde in den Bürgerkriegen der Guerillero, der im Namen eines Thronprätendenten sein Handwerk mehr ins Grosse trieb, und aus den unterlegenen Guerilleros wurden nach Beendigung des Krieges wieder einfache Bandoleros. Noch heute singt das Volk von den grossen Helden, von Josè Maria, der Jahre lang der Staatsgewalt trotzte, bis er endlich von Mörderhand fiel, und von vielen anderen seines Gleichen. Die Errichtung der Guardia civiles, des ausgezeichneten und zuverlässigen Gensdarmencorps, hat den organisirten Räuberbanden ein Ende gemacht; nur beim Ausbruch von Bürgerkriegen tauchen sie wieder auf, doch ohne sich länger halten zu können; sonst ist im Allgemeinen Spanien vollkommen sicher und der Tourist kann sogar die Sierra Morena, den klassischen Boden der spanischen Fra Diavolos, für gewöhnlich mit voller Sicherheit bereisen. Hier und da gibt es allerdings noch einmal einen Ratero, einen Gelegenheitsräuber, der einen einzelnen Fremden anfällt und ausplündert, doch sitzt auch solchen die Gensdarmerie scharf auf den Fersen und der Reisende hat von ihnen wenig zu befürchten.

Gibraltar hat mit dem Aufhören des einträglichen Schmuggelhandels viel an Wichtigkeit für England verloren, immerhin aber bleibt ihm seine Lage am Eingange des Mittelmeeres und England wird stets die grösste Wichtigkeit darauf legen, diese Haupttappe auf dem Wege nach Indien in seinen Händen zu behalten. Man darf freilich nicht, wie so häufig geschieht, annehmen, dass die Kanonen von Gibraltar die Meerenge beherrschen und verschliessen; dazu ist die Strasse denn doch zu breit; nur Tarifa auf seiner vorspringenden Halbinsel würde das, wenn mit Kanonen grössten Kalibers armirt, können; aber eine in der Bai von Algesiras



stationirte Flotte würde im Falle eines Krieges doch schwer in die Wagschale fallen. Jedenfalls ist es aber noch ein Glaubenssatz für jeden Engländer, dass Gibraltar, Malta und Aden die Hauptsäulen der Machtstellung Old Englands sind und Spaniens Hoffnung, einmal auf friedlichem Wege in den Besitz Gibaltars zu kommen, dürfte unerfüllt bleiben. Das Land hätte auch nicht den geringsten Vortheil davon und die Stadt würde bald auf das Niveau von Algesiras und Tarifa heruntersinken.

Ich hatte viel von dem buntscheckigen Treiben in Gibraltar gelesen und gehört, aber meine Erwartungen wurden sehr getäuscht. Nur hier und da sah man einen maroccanischen Mauren oder Juden, letztere in unscheinbarer dunkler Tracht mit langem Kaftan, auch durch ihr kriechendes Benehmen unangenehm abstechend von ihren Glaubensbrüdern drüben in Algerien, manchmal auch einen Neger, nur ganz selten einen türkischen und griechischen Matrosen, wie sie sonst überall in den Häfen des Mittelmeeres die malerischste Staffage bilden. Bunt wird das Treiben nur durch die englischen Soldaten in ihren rothen Röcken, welche man überall sieht. Sie tragen im Dienst den leichten indischen Sipahi-Helm, eine der praktischsten Kopfbedeckungen für warme Gegenden, die man auch in Algerien bei Touristen oft zu sehen bekommt, ausser Dienst aber ein kleines Käppchen, welches ganz dem Cereviskäppchen der deutschen Studenten gleicht und durch ein Sturmband unter dem Kinn festgehalten wird. Auch ein Regiment Hochländer liegt in Gibraltar und diese hat man am abenteuerlichsten zugerichtet, denn sie tragen wohl noch Kilt und Tartan, aber darüber den englischen rothen Rock und statt der Hochlandmütze den Sipahi-Helm; den nationalen Dudelsack haben sie aber noch beibehalten und wir konnten sie alltäglich nach seinen melancholischen Klängen vorbeimarschiren sehen.

Die Läden in Gibraltar drängen sich alle in Main-Street zusammen; sie bieten nur wenig Besonderes, mit Ausnahme der Lager maroccanischer Curiositäten und der Silberläden. In letzteren findet man namentlich die reizenden Silberfiligranarbeiten von Malta in reicher Auswahl und zu sehr billigen, aber festen Preisen. Auch maroccanische Sachen, messingene Schalen mit eingeschlagenen Mustern, Lederstickereien, Töpferwaaren, Teppiche kauft man viel zweckmässiger in Gibraltar als drüben, wo man

auf die Vermittlung der betrügerischen Dragomane angewiesen ist und in Folge dessen meistens ganz gehörig geprellt wird.

Einen Besuch verdient vor Allem auch der Markt, welcher sich unmittelbar vor Water Port befindet; er vereinigt englische Ordnung und Sauberkeit mit südlicher Fülle; neben den Producten Südspaniens und Maroccos findet man hier auch die der canarischen Inseln und selbst die Früchte der Tropen, besonders die Bananen, die Cherimoya und die Cocosnuss. Der Platz selbst ist auf drei Seiten einen viereckigen Bastion angelegt, zum Theil überdacht oder mit Segeltüchern überspannt. Die Verkäufer sind zum grossen Theile Spanier aus den Dörfern jenseits der Linie, deren Bewohner sich fast ausschliesslich mit Gemüsebau beschäftigen. Marocco liefert seine süssigen Datteln und auf den immergrünen Feldern von Tanger werden die Ochsen erzogen, deren Fleisch hier zum Verkauf kommt. Ueberreich war der Markt an Früchten; neben den Orangen traten nun schon Aepfel, Birnen, Kirschen und Aprikosen auf, und ausserdem Melonen, Kürbisse und Gurken in allen möglichen Varietäten, der Zwiebeln und des Knoblauchs nicht zu vergessen, welche auf spanischen Märkten niemals fehlen dürfen. Eine ganze Abtheilung wird von dem Fischmarkt eingenommen, auf dem sich die Formen des atlantischen Oceans mit denen des Mittelmeeres mischen.

Auf der Alameda herrscht natürlich der rothe Rock der Officiere und die modische Tracht der englischen Ladies; nur selten sieht man eine Spanierin mit Fächer und Mantilla. Die Alameda selbst ist eine der schönsten, die ich gesehen, und jedenfalls die bestunterhaltene. Sie ist verhältnissmässig neuern Datums; noch 1814 dehnte sich an ihrer Stelle eine Sandfläche aus, bekannt unter dem Namen »the red sands«; erst in diesem Jahre begann der Gouverneur Don mit der Bepflanzung. Von der Sandfläche ist heute nur noch ein viereckiger Platz unmittelbar vor South Port übrig, der zu Paraden dient; eine Reihe Kanonen, deren Zweck ich nicht ergründen konnte, drohen von ihm in die Alameda hinein, in die man über eine breite Treppe gelangt. Ihr vorderer Theil, welcher sich um einen Musiktempel gruppirt, ist den spanischen Alamedas ähnlich, ein geräumiger Kiesplatz mit Bellasombras und anderen Schattenbäumen bepflanzt, dann aber folgt ein wunderschöner englischer Garten mit allen möglichen Zierpflanzen, unter denen namentlich die in Gibraltar

verwilderte baumartige Aloë (*Aloë arborescens*) eine Hauptrolle spielt. Den Schatten geben prächtige Strandkiefern, welche sich auch am Abhange bis zur steilen Felsenwand hinaufziehen. Die Anlagen reichen bis zum Flecken Rosia. In ihnen stehen zwei künstlerisch wenig bedeutende Denkmäler, das eine zu Ehren Wellingtons, da andere zu Ehren von »Old Elliott«, dem Vertheidiger der Stadt bei der grossen Belagerung von 1783.

Weniger schön wie die Alameda ist die Fläche, welche sich vor dem gegenüberliegenden Thore ausdehnt, doch verdient auch sie einen Besuch, denn von keiner Seite aus macht der Felsen einen so imponirenden Eindruck, als von dieser Landenge aus, gegen die er in seiner ganzen Höhe schroff abstürzt. Durch Ausgrabungen und Ueberschwemmungen hat man den Zugang zu Main Port noch mehr verschmälert und riesige Wälle decken den einzigen Weg, auf dem ein Feind vom Festlande aus der Festung nahen könnte. Die Landenge selbst ist als Glacis natürlich vollkommen kahl: auf ihr findet sich die grosse Rennbahn, welche eigenthümlicher Weise den Friedhof umschliesst, und die Plätze für Ballspiele und dergleichen. Eine Reihe blau angestrichener Schilderhäuser bezeichnet die Grenze des englischen Gebietes; eine kleine Strecke weiter steht eine andere Reihe, zur Abwechslung weiss angestrichen, die äussersten Vorposten der Spanier; das Land zwischen beiden ist neutraler Grund. Die starken Festungswerke, mit denen Spanien ehemals die Landenge sperrte, liegen noch etwas näher nach San Roque hin; sie wurden beim Beginn der Freiheitskriege auf Wunsch der spanischen Junta von den Engländern zerstört und sind nicht wieder aufgebaut worden; sie wären auch ziemlich zwecklos, denn selbst wenn es einmal zu einem Kriege zwischen Spanien und England kommen sollte, würde man gewiss keinen Versuch machen, mit einem Heere von Gibraltar aus durch die pfadlosen Felsenwildnisse der Serrania de Ronda nach Spanien hineinzudringen, und ein Angriff auf die Stadt von der Landseite aus ist undenkbar.

Der Hafen von Gibraltar lässt, wie schon oben erwähnt, viel zu wünschen übrig. Gegen Süd und Südwest bietet er mit Ausnahme der Bucht von Rosia, in welcher ein paar Kriegsschiffe sicher liegen können, keinen Schutz, und bei Sturm aus dieser Richtung ist selbst am kleinen Hafendamm das Land mit Booten nicht leicht. Aber auch gegen einen heftigen Levanter

bietet die Bucht keinen Schutz und gerade dieser Wind gibt am häufigsten zu Unglücksfällen Veranlassung. Mit entsetzlicher Gewalt bricht er durch die Lücke zwischen Gibraltar und San Roque herein und reisst die Schiffe von ihren Ankern. So wurde 1796 das Linienschiff *Courageux* über die Strasse hinüber gegen den Affenberg getrieben und ging dort mit Mann und Maus zu Grund und auch 1822 warf ein Levanter gegen 40 Schiffe auf den Strand und zerstörte den Hafendamm von Rosia gänzlich.

Abzuhelfen wäre nicht unmöglich, aber die Regierung hat, wie schon oben erwähnt, gar keine Lust, Gibraltar zu einem Handelshafen werden zu lassen. Der Verkehr beschränkt sich darum auf den Bedarf der Stadt und der anlaufenden Schiffe, sowie auf einigen Export nach Marocco in Austausch gegen Lebensmittel, und es ist ziemlich schwer, fremdes Gold und Papier — spanische Alfonsinos ausgenommen — ohne Verlust anzubringen. Auch die Fremdencolonie ist unbedeutend; von Deutschen lernte ich ausser den Herren Schott, dem deutschen Consul und seinem Bruder, nur noch einen Lithographen kennen, Herrn Spitzer, welcher ein recht bedeutendes Geschäft besitzt; er lebt schon lange in Gibraltar, ist aber nicht englischer Unterthan geworden und muss darum alle zwei Jahre seinen Wohnsitz auf ein paar Wochen nach San Roque, wo er ein Landgut besitzt, verlegen. — Naturforscher, welche Gibraltar besuchen, möchte ich auf Herrn Ingenieur Gustave Dautez aufmerksam machen, welcher sich sehr eifrig mit allem beschäftigt, was Bezug auf die Naturgeschichte Gibaltars hat; er besitzt namentlich eine prächtige Eiersammlung und ein vorzügliches Herbarium von Gibraltar; ausserdem hat er von allen dort wildwachsenden Pflanzen ganz vorzügliche colorirte Abbildungen angefertigt, welche wohl die Publication werth wären. Die englische Regierung erkennt seine Bestrebungen an und hat ihm einen eigenen Permess ausgestellt, der ihm gestattet am Felsen umherzuklettern, wo er will, Pflanzen abzurechen und selbst Stücke vom Felsen abzuschlagen, was sonst als ein Capitalverbrechen betrachtet wird. In seiner Meerconchyliensammlung sah ich ein paar Arten, deren Vorkommen in diesen Gegenden mir neu war, vorab die riesige *Panopaea Aldrovandi*, die man seither nur von der Ostküste Siciliens und von Algarve kannte.

Der Felsen von Gibraltar war den Alten wohlbekannt;

Alube oder Alybe nannten ihn die Phönicier, daraus wurden dann später Kalybe und Calpe. Niederlassungen waren aber dort nicht. Erst die Mauren setzten sich nach ihrer Landung an dem Felsen fest, welcher seitdem den Namen ihres Führers trägt.

Tarik landete hier am 30. April 711; der Thurm des Castels, la torre de Ommenaje, wurde von Abu-Abul-Hadschez 726 erbaut. Erst 1309 gelang es den Christen unter Guzman el Bueno es zu erobern, aber schon 1333 nahmen es die Mauren nach einer langen Belagerung zurück und behaupteten die für ihre Verbindung mit Nordafrika so wichtige Stadt bis 1462, wo ein anderes Glied der in Südspanien so mächtigen Familie Guzmans sie wieder für die Christen gewann und damit die Mauren in Granada von Afrika abschnitt. — Karl V. liess die Befestigungen verstärken, aber seine Nachfolger vernachlässigten den wichtigen Punct in unverantwortlicher Weise, und als im Juli 1704 Sir George Rooke vor der Stadt erschien, war sie nur mit 80 Invaliden besetzt und konnte keinen Widerstand leisten. England hatte sie angeblich für den Habsburgischen Throncandidateu erobert, behielt sie aber im Frieden, und seit der berühmten Belagerung 1779—83 hat sie ihm Niemand mehr streitig gemacht.

Der Felsen macht ganz den Eindruck, als sei er ursprünglich eine Insel gewesen und nur durch Sandanschwemmung verlandet. Ueber das Alter seines Gesteines streitet man noch, da Versteinerungen in ihm noch nicht gefunden worden sind, die Hebung ist möglicher Weise erst in geologisch neuerer Zeit erfolgt, denn es soll sich in 450 Fuss Höhe eine Strandterrasse finden, welche ich allerdings nicht bemerkt habe. Vielleicht besteht nicht einmal der ganze Felsen aus derselben Formation; die Vegetation ist wenigstens an der Nordspitze eine ganz andere, wie an der Südspitze und dem können bei der völligen Gleichheit aller anderen Verhältnisse doch nur Unterschiede in der Bodenbeschaffenheit zu Grunde liegen. In den ausgedehnten Höhlen, welche den Felsen durchziehen, hat man grosse Mengen von Knochen gefunden, namentlich solche des Nilpferdes, welche auf den ehemaligen Zusammenhang mit Nordafrika deuten. Auch die anscheinend moderneren Ablagerungen in der Michaelshöhle, welche Capt. Brome erforschte, deuten auf Zusammenhang mit Nordafrika; es fanden sich darin: *Hyacna crocuta*, *Cervus dama* und *elaphus*, *Capra hircus* und *aegoceros*, ferner Wildschwein, Haase,\*

Kaninchen, Fuchs und Ratte, ausserdem zahlreiche Schalen von Patellen und anderen Muscheln, welche anscheinend als Nahrung gedient hatten.

## Neuntes Capitel.

### Algesiras.

Die Verbindung zwischen Gibraltar und dem gegenüberliegenden Algesiras ist eine ziemlich lebhaft: alle Stunde geht ein kleiner Dampfer herüber und hinüber, und er ist meist gut besetzt. Wir fuhren um zwölf Uhr ab; es wehte Landwind und die Bai lag spiegelglatt, aber um den Felsen hingen dicke Wolken und Alles deutete auf Sturm, der dann auch nicht ausblieb; er kam aber zum Glück erst, als wir glücklich gelandet waren. Die Fahrt war durchaus angenehm; Schaaren von Delphinen tummelten sich in der Bai und kamen dicht an unseren Dampfer heran, um in den Wellen am Bug zu spielen.

Der Hafen von Algesiras ist leider nicht viel besser, als der von Gibraltar; selbst die kleinen Localdampfer können nicht dicht an das Land heran und wir mussten noch eine ziemliche Strecke im Boote zurücklegen, bis wir endlich den kleinen Hafendamm erreichten. Eine kleine Insel, die *Isola verde* oder *Isola de las Palomas*, schützt die Rhede gegen den Südost, der mitunter aber doch bedenklich wird. Der Handelsverkehr der Stadt ist freilich nur unbedeutend, denn Algesiras wurde nicht zu Handelszwecken gegründet oder richtiger wieder aufgerichtet, sondern um als Gegengewicht gegen Gibraltar zu dienen und den Schmuggelhandel einigermaßen zu überwachen. Seit der Errichtung eines Zollamtes in Gibraltar hat die Stadt bedeutend an Wichtigkeit verloren und wird wohl auch kaum jemals wieder grosse Bedeutung erlangen, auch wenn sie, wie jetzt im Plane, durch eine Bahn von Bobadilla nach Cadiz an das spanische Eisenbahnnetz angeschlossen wird. Nur die Verproviantirung von Ceuta erfolgt von Algesiras aus.

Anders war es zur Maurenzeit. Damals war es der Schlüssel Spaniens, die grosse Pforte, die den Mauren den Weg nach Europa öffnete. *Jeziratu-el-Khadrà*, die grüne Insel, wie

die Stadt damals auch hiess, war eine starke Festung und wurde eifersüchtig gehütet. Alonso XI. belagerte sie im Jahre 1333; Kreuzfahrer aus ganz Europa, unter ihnen besonders zahlreiche Engländer unter Führung des Königs Eduard III. und Franzosen unter Gaston de Foix nahmen an der Belagerung theil, aber erst nach zwanzig Monaten ergab sich die Stadt am 24. März 1334 und wurde völlig zerstört. Ihr Fall trennte die spanischen Mauren für immer von ihren Glaubensgenossen in Nordspanien und der völlige Untergang muselmännischer Herrschaft war von da an nur noch eine Frage der Zeit. Der Platz lag wüst, bis Karl III. 1760 die neue Stadt als einen Stützpunkt für die Unternehmungen gegen Gibraltar erbauen liess. — Die günstige Stelle hatte übrigens schon vor den Mauren zur Ansiedelung gelockt; unter der Römerherrschaft lag hier *Portus albus*, doch war diese Stadt niemals sehr wichtig. Die Hauptansiedelung an der Bucht war *Carteja*, das phöniciische *Malech Kartha*, die Stadt des Melkarth, später eine griechische Colonie, bis es Scipio Afrikanns zerstörte und den illegitimen Kindern seiner Soldaten gab. Es lag tiefer hinten in der Bucht, nahe dem heutigen *el Rocardillo*; auf einer kleinen Erhöhung neben der Mündung des *Guadaranque* kann man noch einige Ueberreste aus der Römerzeit erkennen und zahlreiche interessante Münzen sind hier gefunden worden, von Mauerwerk ist freilich nicht mehr viel übrig geblieben, denn San Roque wie Algesiras haben die Trümmer um die Wette als Steinbruch benutzt. Hier und in dem benachbarten Gades (Cadix) waren die Stationen, in denen die Flotten überwinterten, wenn sie ausgesegelt waren, um das Zinn der Cassiteriden und den Bernstein der deutschen Küsten zu holen und von hier aus breiteten die Phöniciier ihre Handelsniederlassungen weiter aus bis zur Breite der canarischen Inseln, die ja auch von ihnen besucht wurden.

Die Stadt ist übrigens einigermassen von der Cultur beleckt; die vielen Engländer, welche von Gibraltar herüberkommen, haben einigen Sinn für Comfort verbreitet und Algesiras erfreut sich einiger recht guten und auffallend billigen Hôtels. In der *Fonda de Salinas* fanden wir für einen Duro (5 Frcs.) täglich ein leidliches Zimmer und ausgezeichnete Verpflegung, so dass wir uns bald heimisch fühlten und uns entschlossen, hier für längere Zeit unser Quartier aufzuschlagen. Die *Fonda* lag unmittelbar

am Hafen und bot eine prächtige Aussicht auf die Bai und den gegenüberliegenden Felsen. Unter unseren Fenstern war ein ewiges Kommen und Gehen von und nach Gibraltar und die Zollbeamten hatten alle Hände voll zu thun. Ich muss entgegen den meisten Angaben erklären, dass ich die Douane in Spanien stets sehr freundlich und zuvorkommend gefunden habe, auch ohne dass wir zu dem Mittel der Bestechung zu greifen brauchten; sie hielten sich an ihr Reglement, liessen den Koffer öffnen, begnügten sich aber dann meist mit der Versicherung, dass wir nichts Zollpflichtiges bei uns führten. Gegen die Eingeborenen waren sie in Algeiras freilich strenger und besonders wer von Gibraltar kam, musste sich einer strengen Visitation selbst an seinem Körper unterwerfen. Trotzdem wird viel Tabak herüber geschuggelt, mitunter in der raffiuirtesten Weise. Gerade während unserer Anwesenheit wurden ein paar Fischer ertappt, welche in ihren ausgehöhlten Rudern längere Zeit hindurch unentdeckt feine Cigarettentabake von dem Felsen herüber gebracht hatten.

Algeiras macht als eine verhältnissmässig neue Stadt einen modernen Eindruck; die Strassen sind zwar eng, aber ziemlich gerade und auf der Höhe liegt ein hübscher viereckiger, mit Quadersteinen gepflasterter öffentlicher Platz, welcher als Alameda dient. Auf den Strassen war aber nur wenig Verkehr und zwischen den Steinen wuchs Gras. Gut erhalten ist nur die Plaza de Toros, die Arena für die Stiergefechte, welche sich vor der Stadt auf einer beherrschenden Höhe erhebt; doch finden Stiergefechte nur zur Zeit der grossen Feria, der Kirmes, welche auf Pfingsten fällt, statt, denn ein Stiergefecht ist eine kostspielige Sache, und nur wenige grosse Städte wie Madrid und Valencia, sind im Stande, das ganze Jahr hindurch Corrida's zu geben und eine ständige Truppe von Torero's zu unterhalten.

Unsere Excursionen in der Umgegend zeigten uns bald einen grossen Unterschied gegen Algerien: die guten Strassen fehlten; nur kümmerliche Saumpfade laufen von Algeiras aus und die einzige fahrbare Strasse, welche über Tarifa nach San Fernando bei Cadiz führt, geht kurz vor der Stadt in einen so halsbrechenden Saumpfad über, dass ich im Anfang gar nicht begreifen konnte, wie die Diligence, die einzige directe Postverbindung der Stadt, in die Stadt gelange. Von einer zweiten Strasse, welche um die Bai herum nach San Roque führen und die Verbindung



mit Gibraltar auch bei Sturm sichern soll, hat man erst ganz kleine Stücke gebaut und nach dem Inneren hin existirt noch gar keine Strasse. Aber frisch und grün ist die ganze Umgebung, allerdings sehr zur unserem Leidwesen, denn eine solche Vegetation das wussten wir schon aus Nordafrika, deutet auf Sandsteinboden und verspricht uns keine sonderliche Ausbeute. Die Cultur des fruchtbaren Bodens liess viel zu wünschen übrig: grosse Strecken lagen brach und dienten langhörigen Rindern zur Weide, dem lebenden Proviant für Gibraltar. Nur im Thale des Rio de Miele wogten üppige Waizenfelder. Weiter aufwärts schliessen sich an sie ausgedehnte Wiesen, eine Seltenheit im Süden, und dann folgen auf den immer höher ansteigenden und zuletzt zu gewaltigen Bergen anschwellenden Erhebungen düstere Wälder von Korkeichen, der Hauptreichthum der Gegend. Die Korkeiche (*Quercus suber*) gibt an Stärke und Grösse unseren Eichen wenig nach, bildet aber in Spanien niemals so geschlossene Wälder, wie unsere; die Bäume erheben sich vielmehr immer einzeln und die schwarzen geschälten Stämme heben sich eigenthümlich düster ab von dem frischen Grün des Adlerfarns, welcher den Raum zwischen ihnen erfüllt; sie machen einen noch sonderbareren Eindruck dadurch, dass nur der Stamm geschält wird; die Aeste erscheinen deshalb viel dicker, als er, und bilden an ihrer Basis einen förmlichen Knauf. Die Korkgewinnung wird hier leider noch nicht in der rationellen Weise betrieben, wie in den Pyrenäen und in den Schluchten des Dschebel Edough bei Bona, trotzdem bietet ein Korkeichenwald eine gute Rente. Man lässt den Baum etwa 15 Jahre alt werden, dann schält man ihn zum ersten Mal, aber das Product dieser Schälung liefert nur groben, ästigen, sogenannten männlichen Kork, der zu Pfropfen absolut untauglich ist und nur von den Fischern verwendet wird, um die Netze schwimmend zu halten. Auf dem entblösten Stamme bildet sich dann alljährlich eine feine gleichmässige Schicht von sogenanntem weiblichem Kork, der nach 8—10 Jahren dick genug geworden ist um verwendet zu werden. Behufs der Ernte macht man mit einem eigenthümlichen Beil zuerst Kreisschnitte um den Baum und verbindet sie durch Längsschnitte, muss sich aber dabei hüten, die sogenannte Korkmutter, das korkbildende Cambium, zu verletzen; dann schält man mit dem abgeplatteten Stiel des Beiles die Rinde ab, breitet die Ringe aus, beschwert sie mit Steinen und lässt sie

so trocknen. In diesem rohen Zustand kommt der südspanische Kork in den Handel; eine eigentliche Korkindustrie, wie in Catalonien, hat sich in Andalusien noch nicht entwickelt. Die Korksammler leben meistens in Hütten, welche sie sich aus Korkstücken im Walde selbst erbauen, und führen dort ein eigenthümliches halbwildes Leben, das sie nur selten mit den Städtern in Verbindung kommen lässt.

Gleich bei unserer ersten Excursion trafen wir im Walde eine solche Ansiedelung im Schatten der ausgedehnten Eichenwälder in den Seitenthälchen, welche sich von dem Hauptthal der Gegend, dem des Rio de Miel, abzweigen. Zwischen den Eichen wucherten Adlerfarn, Haiden und alles mögliche blühende Gestrüpp. In den verschlungenen Ziegenpfaden verließen wir uns und erst nach längerem Suchen fanden wir einen betretenen Pfad, der uns wieder aus dem Wald hinaus führte. Eine prächtige Ansicht empfing uns am Waldsaum; unter uns dehnten sich die grünen Vorhügel, belebt von zahlreichen Rinderheerden, deren Halsglocken, meistens tief gestimmt, melodisch herauftönten; unten lag Algesiras, sich terrassenförmig am Rande des tiefen Thales erhebend, über welches hinüber die lange Bogenreihe der altmaurischen Wasserleitung noch heute der Stadt herrliches Wasser in genügender Menge zuführt; über der blauen Bucht drüben erhob sich der Felsen von Gibraltar, von hier aus ganz einem Löwen ähnlich, der am Eingange des Mittelmeeres Wache hält. Dampf tönten die Schüsse herüber, mit denen ein gerade einlaufendes Kriegsschiff begrüßt wurde, und minutenlang hallte das Echo in den düsteren Waldbergen nach.

Auf einem Mauthierpfade gelangten wir an ein einsam liegendes spanisches Haus; zwei ganz hübsche Frauen, welche vor demselben mit Nähen beschäftigt waren, erquickten uns freundlichst mit Wasser und gaben uns dann einen Muchacho mit, der uns einen Fusssteig durch die Felder und Wiesen in das Thal hinab zeigen sollte. Längs des Flusses kamen wir zu der Wasserleitung, bei deren schlanken Pfeilern man kaum begreift, wie sie dem Sturme trotzen können. Der Weg, obschon viel betreten, war erbärmlich; zweimal mussten wir auf Steinblöcken den noch recht wasserreichen Fluss überschreiten, an Brücken denkt man in Spauien kaum auf den Hauptstrassen, an Vicinalwegen fühlt man noch kein Bedürfniss darnach und lässt sich lieber von

seinen Feldern absperren, sobald ein stärkerer Regen fällt. Ueber den Rio de Miel führen nur zwei schmale steile Brücken nahe seiner Mündung, wo die eindringende Fluth das Wasser staut; sie sind aber beide nur für Fussgänger eingerichtet und selbst die Diligence muss durchs Wasser fahren.

Näher an der Stadt waren üppige Felder, auch eine grössere Anpflanzung von Zuckerrohr, das vorzüglich zu gedeihen schien. Dieses Rohr hat für Südspanien eine grosse Zukunft; besonders um Malaga und am Südabhang der Sierra Nevada hat man ausgedehnte Plantagen und grossartige Raffinerien angelegt und der einheimische Zucker hat den fremden beinahe ganz verdrängt. Am Flusse selbst konnten wir fast sämtliche Bewohnerinnen von Algesiras bewundern, denn die Feria stand nahe bevor und darum wurde überall grosse Wäsche gehalten; überall standen sie im Wasser, meist braune, kräftige Gestalten, denen man aber von der andalusischen Grazie nicht allzuviel ansah. Auch in der Stadt wurde überall geweißt und angestrichen, denn es ist nur einmal im Jahre Feria und zu der von Algesiras kommen bei gutem Wetter nicht nur die Bewohner von Gibraltar, sondern selbst von Malaga und Cadiz mit Extradampfern.

Unter den vielen Bergrücken in der Umgebung von Algesiras war uns einer aufgefallen, der sich durch seine Kahlheit und seine zackige Form sehr von den anderen unterschied und schon von Weitem den Kalkberg verrieth. Ihm galt unser nächster Besuch. Ueber die alte Brücke und durch die Vorstadt jenseits des Flusses gelangten wir auf einen Fusspfad und diesem folgend auf die Landstrasse nach Tarifa, welche ungefähr eine Viertelstunde vor Algesiras mitten im Felde endigte und schon wieder von Disteln überwachsen war. An einer dieser Disteln, welche sich durch vier Reihen breiter Stacheln an den vierkantigen Stengeln und gelbe Blüten auszeichnete, sass in unendlicher Menge eine schöne Schnecke (*Helix luteata* Parr.); sie schien auf dieses eine Gewächs beschränkt, denn unmittelbar daneben auf anderen Disteln, von denen hier eine grosse Formenmannigfaltigkeit vorhanden war, fand ich kein Stück. Auch weiterhin konnten wir deutlich erkennen, dass Kalk in der Nähe war, denn die Schneckenfauna war recht reich. Wir folgten der noch im Bau begriffenen Strasse, welche uns über einen Zufluss des Rio de Miel in ein anderes Thälchen führte, dessen Bach unmittelbar neben

der Strasse eine kleine reizende Cascade bildete und weiter oberhalb eine enge Kluft durchströmte, in welcher man nur mühsam Raum für die Strasse gewonnen hatte: an einer Brücke am Ausgange wurde noch gebaut. Ueber die Beschaffenheit des Rückens hatten wir uns nicht getäuscht, es waren Kalkfelsen, welche uns eine sehr reiche und interessante Ausbeute lieferten. Zum ersten Male fanden wir hier eine schöne Schnecke, welche an der Strasse von Gibraltar und in Marocco unsere Hainschnirkelschnecke vertritt (*Helix Coquandi* Morelet) in grösserer Anzahl und in schönen ausgewachsenen Individuen; in Gibraltar hatten wir sie auch schon gefunden, aber nur in einzelnen und wie es schien verkümmerten Exemplaren; hier sass sie häufiger an den Blättern der Zwergpalme, mitunter auch an Felsen. Ausserdem fanden wir auch noch einige andere uns noch nicht vorgekommene Arten, zu denen auch noch eine der Wissenschaft bis jetzt überhaupt unbekannt gebliebene Windelschnecke kam. Die Aussicht war von hier aus nicht minder schön, als wie oben vom Waldrande, als wir aber den höchsten Kamm ersteigen wollten, erschienen auf der Zinne ein paar Rinder, welche ihre nadelscharfen Hörner drohend erhoben und entschlossen schienen, uns den Zutritt zu ihren Weidegebieten nicht zu gestatten. Dagegen war nichts zu machen; vor diesen halbwildern Rindern, welche meistens ohne Hirten draussen weiden, muss man sich hüten und wir wandten uns zum Rückweg. Wir thaten auch ganz klug daran, denn es begann sich zu trüben und sah schliesslich ganz drohend aus, doch wurde der Regen durchaus nicht sonderlich heftig und kühlte nur die Luft angenehm ab.

Eine weitere Excursion galt dem oberen Thale des Rio de Miel, der in einer engen Schlucht und mit schäumenden Cascaden von den höheren Bergen herabkommt. Fast eine Stunde weit hatten wir auf schlechten Pfaden durch das breite ebene Thal zu wandern, zwischen blüthenschweren Oleandern und den Fluss mehrmals auf Steinen kreuzend, bis wir an die Stelle kamen, wo es sich zur Schlucht verengt. Zahlreiche Mühlen reihen sich längs des ziemlich stark fallenden Flusses; am Beginn der Schlucht liegen ein paar Cortijo's (Gehöfte) zusammen, ein kleines Dorf bildend, über dem sich auf einem kleinen eichenbewachsenen Hügel eine Kirche mit spitzem Thurme erhebt; ein grösseres Landhaus ist von einem sorgsam gepflegten Orangengarten um-

geben. Unmittelbar dahinter beginnt der Korkeichenwald, der schönste, den ich im Süden gesehen. Adlerfarn und Goldregen bedeckten mit blühender Myrte gemischt den Boden, dazwischen blühten alle möglichen Blumen, unter ihnen auch unser heimischer Fingerhut (*Digitalis purpurea*). Die Eichen geben unseren schönsten Steineichen an Schönheit nicht nach; in ihrer rissigen Rinde hatten sich vielfach kleine Farrnkräuter angesiedelt, deren zartes Grün reizend von den dunklen Stämmen abstach. Nachtigallen und Schwarzplättchen schlugen in den Büschen. Auf schmalem Pfade drangen wir in die Schlucht hinein, auf deren Grunde der Bach über mächtige Sandsteinblöcke schäumte. Freilich hatte man ihm sein meistes Wasser entzogen und damit einen Mühlgraben gefüllt, welcher ein halbes Dutzend höchst romantisch in der Schlucht gelegener Mühlen trieb. Es war ein wunderschöner Gang, aber Ausbeute brachte er uns keine, denn als wir endlich die Felsen erreichten, denen wir zustrebten, bestanden sie aus Sandstein, und von Schnecken war auch nicht eine Spur zu sehen. Wer aber nur landschaftliche Schönheit geniessen will, dem kann dieser Ausflug, den man auch ganz bequem zu Maulthier machen kann, nicht genug anempfohlen werden; der Platz jenseits der letzten Mühle, wo der Bach in einer prächtigen Cascade herabkommt, ist ein beliebtes Ziel für Picknickgesellschaften von Gibraltar.

Am 27. Mai machten wir einen Ausflug nach Tarifa, dem südlichsten Punkte Europa's, der Stadt der schönen Frauen und der süssesten Orangen, wie die Reisehandbücher behaupten. Man kann dorthin gelangen vermitteltst einer Diligence und vermitteltst des sogenannten Correo; beide Fahrgelegenheiten wechseln mit einander ab und unser Unstern liess uns den Tag wählen, an welchem der Correo an der Reihe war. Besagter Correo ist ein zweirädriger, natürlich federloser Karren mit einem Verdeck aus Rohrstäben, das mit Wachstuch überspannt ist, innen sind nach Tartanenart zwei schmale Längsbänke, ein eigentlicher Boden ist aber nicht vorhanden, sondern wird durch ein Geflecht aus Espartostricken ersetzt, auf das man das Gepäck der Passagiere und die Post — denn mit diesem Institute wird die directe Closed Mail zwischen Gibraltar und England befördert — legt; oben drüber müssen dann die Passagiere sehen, wie sie unterkommen. Ich habe in meinem Leben schon manche Fahrt gemacht, die man

nicht gerade unbedingt zu den Genüssen des Lebens rechnen konnte, auf federlosem Wagen in den Gebirgen meiner Heimath zur Zeit meiner ärztlichen Wirksamkeit, auf dem apulischen Sciarabanc, dem neapolitanischen Corricolo und dem sicilischen Carretino; aber vor ihnen allen muss ich dem spanischen Correo die Palme zuerkennen, wenn der Karren bis zur Höhe der Bänke mit Gepäck gefüllt ist und dann noch sechs Passagiere untergebracht werden müssen. Doch man höre!

Unser Marterinstrument sollte um 11 Uhr abgehen. Da wir den Weg zunächst der Stadt genügend kannten, entschlossen wir uns, voranzugehen, um unseren Knochen wenigstens dieses Stück zu ersparen. Erst jenseits der im Bau begriffenen Brücke holte uns das Fuhrwerk ein und mit Schrecken sahen wir, dass es schon vier Personen mit dem entsprechenden Gepäck enthielt. Mit einiger Schwierigkeit kletterten wir hinein, denn man hatte quer vor die hinten befindliche Thür einen riesigen Koffer geschnallt, über den wir hinweg mussten; mit noch grösserer Schwierigkeit zwängten wir uns zwischen die Passagiere hinein und suchten unseren unteren Extremitäten zwischen den unzähligen *baules* und *saccos de noche* und Proviantkörben, welche der Spauier immer mit sich führt, Platz zu verschaffen. Dann ging es weiter, anfangs langsam und auf leidlicher Strasse, welche sich in langen Windungen am Berge hinaufzieht. Die eigenthümliche Bauart des Wagens gestattete prächtige Rückblicke auf die Bucht und den Felsen von Gibraltar, der uns gerade gegenüber lag. Oben begann eine üppige Vegetation von Adlerfarn und rothem Fingerhut, von mächtigen Korkeichen überschattet, von zahlreichen Quellen frischgehalten. Diese Gegend könnte ein Paradies sein, wenn sie besser bebaut wäre; so unterbrechen nur die Steinwälle der Corral, der Umhegungen, in welche man Nachts das Vieh treibt, die Einöde und ausser den Häuschen der Strassenaufseher sieht man während der vierstündigen Fahrt nur wenige Cortijos und in deren Umgebung ein paar Getreidefelder; ein Dorf wird auf der ganzen Strecke nicht sichtbar.

Endlich erreichten wir die Höhe; noch eine Zeit lang führt der Weg auf ihr hin, hier und da prächtige Blicke auf die Strasse von Gibraltar und das gegenüberliegende Marocco bietend; der Boden blieb immer gleich grün und umsonst hofften wir auf einen Wechsel des Gesteins, der uns bessere Ausbeute versprochen hätte.

Endlich erreichten wir den letzten Höhenrücken und nun ging es in schärferem Trabe abwärts über die frischgedeckte Strasse, eine Marter für unsere Knochen und noch mehr für die armen Maulthiere, welche der Mayoral, der Kutscher, unablässig mit einem Prügel bearbeitete. Er war darin eine Ausnahme von seinen Landsleuten, welche sonst durchaus nicht allzugrausam mit ihren Mulas umgehen; seinen Thieren stand es aber auch überall auf dem Fell geschrieben, wie sie behandelt wurden. Auch ein paar Hühner, die mitreisten, schienen sich nicht sonderlich wohl zu fühlen und das eine legte vor lauter Alteration seiner Herrin ein Ei in den Schoos.

Endlich tauchte bei einer Wendung unmittelbar unter uns auf weit vorspringender felsiger Landzunge das Castell von Tarifa auf, nach ein paar weiteren Windungen auch die Stadt und um 3 Uhr hielten wir vor ihren Thoren. Mit tiefem Mitgefühl verabschiedeten wir uns von unseren Reisegefährten, denen, da sie nach Cadiz wollten, die Fortsetzung des Genusses noch die ganze Nacht hindurch bevorstand, und schritten, begleitet von dem Mozo (dem Hausknecht) der Post, welcher unser Kofferchen trug, durch das Thor, verwundert begafft von den Tarifensern, denen Touristenbesuch gerade keine häufige Erscheinung zu sein scheint. Auch die Casa de Pupilos, \*) welche uns aufnahm, war wenig von der Cultur beleckt, aber sanber und auch die alte Wirthin sah ganz reinlich aus. Wir hielten uns aber nicht allzulange auf; ich gab, wie man in solchen Casas, die keine Mesa redonda (Table d'hôte) haben, immer thun muss, die nöthigen Ordres für die Comida am Abend, dann machten wir uns auf, um die nächste Umgegend zu recognosciren.

Die war nun allerdings für uns nicht sonderlich versprechend, Sandsteinrücken, soweit das Auge reichte, im Ganzen genommen etwas besser cultivirt, als um Algesiras. Zerstreute Cortijos liegen überall mit Ausnahme des breiten sumpfigen Thales, jenseits dessen sich das Cap de Ciervo, trotz seiner Höhe ganz aus Flugsand be-

---

\*) So nennt man Gasthäuser, in denen man nur Wohnung findet, Essen nur auf besondere Bestellung und gegen besondere Bezahlung; Gasthäuser, in denen man Wohnung und Essen findet, ohne dass es eigentliche Hôtels oder Fondas sind, heissen Casas de huespedes; doch findet man in besuchteren Städten auch Cases de huespedes, welche sich von den Fondas nicht unterscheiden.

stehend, erhebt. Die Strassen sind von Aloehecken eingefasst, die wir nur selten in ähnlicher Ueppigkeit gesehen; hier und da begannen schon die gewaltigen Blüthenschäfte sich zu entwickeln. Bäume sah man in der Umgebung nur wenig. Die Ausbeute für uns war gering, und die Fauna unterschied sich in Nichts von der von Algesiras. Komisch war es, wie alle uns begegnenden Spanier sich für unser Schneckensammeln interessirten und uns mit guten Rathschlägen unterstützten; bald hängte sich uns auch ein Muchacho (Junge) von etwa 12 Jahren an und half uns sammeln; die Leute haben wahre Luchsaugen für Schnecken.

Auf dem Heimweg begegneten uns zahlreiche Tarifanerinnen auf ihrem abendlichen Paseo (Spaziergang), es waren meistens hübsch gewachsene, schlanke, hohe Figuren, aber nach der polizeiwidrigen Schönheit, welche ihnen unser Murray zuschreibt, spähten wir vergeblich, und ebenso vergeblich sahen wir uns nach der im Reisehandbuch beschriebenen Tracht um, die bis auf die schwarze Färbung ganz dem Haik der Araberinnen gleichen soll. Was uns auf der Strasse begegnete, hatte nur einen schwarzen Shawl über den Kopf gehängt, ohne das Gesicht im Geringsten zu verhüllen; die Tracht der Tapadas, wie sie Murray beschreibt, scheint aus der Mode gekommen zu sein; nur einmal begegnete uns innerhalb der Stadt eine Frau, welche sich bis auf ein Auge ganz verhüllt hatte, wie die Maurinnen, und die that wohl daran, denn sie hatte offenbar nichts mehr zu zeigen.

Auch die Orangen waren nicht so klein, wie Murray behauptet, aber sonst delicat; sie waren freilich auch das einzige Gute beim Abendessen, denn die würdige Doña Anna, unsere Wirthin, behauptete, sie habe Nichts von den bestellten Gerichten mehr bekommen können und setzte uns Stockfisch mit Kartoffeln vor, was sie indess nicht hinderte, uns beim Abschied mehr bezahlen zu lassen, als wenn wir im ersten Hôtel an der Table d'hôte gespeist hätten.

Am folgenden Tage sammelten wir der Strasse von Algesiras entlang, doch ohne etwas Neues zu finden und da bei der überall gleichartigen Gegend auch nicht viel anderes zu erwarten war, entschlossen wir uns schon am 28. wieder nach Algesiras zurückzukehren. Vorher machte ich aber dem Meere noch einen Besuch. Eine weite Fläche feinen Sandes zieht sich von Tarifa bis zum Cap Ciervo, sie müsste im Sommer einen prachtvollen Badestrand



bieten. Es wehte ein leichter Südwest und mit donnerndem Brausen brachen sich die schweren Wogen des atlantischen Oceans an den Sandsteinfelsen des Castells, auf dessen äusserster Spitze ein schlanker Leuchtturm den südlichsten Punkt Europa's bezeichnet. Sie unterscheiden sich gar sehr von den kürzeren, schmalen Springwellen des Mittelmeeres, die, wenn auch noch so gewaltig aufgeregt, niemals die Länge der Oceanwellen erreichen. Auch die Fauna am Strande zeigte deutlich, dass ich am atlantischen Ocean stand. Massenhaft lagen die perlmutterglänzenden Posthörnchen, die Schalen von *Spirula Peronii*, herum, die man am Mittelmeere nur selten findet, weil der kleine Tintenfisch, dem sie angehört, nur auf hoher See lebt und nur dann und wann einmal von einem Weststurm ins Mittelmeer verschlagen wird. Neben ihr lagen in Unzahl die blauen *Janthina*, ebenfalls Schalen einer Bewohnerin des hohen Meeres, welche mit einem selbstgebauten, aus Schleimblasen bestehenden Flosse an der Meeresoberfläche umhertreibt und im Mittelmeer weniger häufig ist, als im atlantischen Ocean. Sonst fand ich nur wenig, doch waren Stücke der grossen *Panopaea*, die man bisher nur an wenigen Punkten des Mittelmeeres und der portugiesischen Küste gefunden, immerhin von einigem Interesse.

Die Stadt präsentirt sich vom Meere aus sehr vortheilhaft mit ihrer noch wohlerhaltenen maurischen Zinnenmauer, aus welcher in kurzen Abständen viereckige Thürme vorspringen; nach dem Meere zu steht der alte Alcazar, ein noch ganz wohlerhaltenes Castell. Die Stadt gilt heute noch als Festung, aber nur das auf der Landzunge gelegene Fort ist nothdürftig armirt und besetzt. Wie wir aber schon einmal erwähnt haben, beherrscht es die Strasse ungleich mehr, als Gibraltar, und würde, wenn mit weittragenden Kanonen versehen, sie fast vollständig schliessen können. Jetzt schon müssen bei nordöstlichem und nordwestlichem Winde die Schiffe unter seinen Kanonen vorüber, und sicher beweist nichts mehr den tiefen Stand, den Spanien gegenwärtig einnimmt, als die Vernachlässigung dieser wichtigen Position. Die felsige Halbinsel hängt mit dem Festlande nur durch eine ganz schmale Landenge zusammen, welche überfluthet werden würde, hätte man sie nicht in früheren besseren Zeiten durch einen Damm aus gewaltigen Sandsteinblöcken erhöht. Heute ist der Damm von den Wogen zerrissen und nur mit Schwierigkeit durch Lastthiere zu

passiren; weiterhin führt der Weg durch tiefen Flugsand, Niemand denkt daran, diese einzige Verbindung der Stadt mit ihrem Hafen zu verbessern oder gar für Wagen fahrbar zu machen. Ebenso wenig denkt man daran, eine Düne, welche sich am Eingang der Landzunge erhebt und das Fort vollständig beherrscht, zu befestigen, obwohl alte Mauerreste beweisen, dass auch hier einmal ein Fort gestanden. Dass auch für den Hafen nichts geschieht, obschon er die natürliche Ausgangspforte für ein weites fruchtbares Thal ist, kann in Spanien natürlich nicht Wunder nehmen und so sinkt Tarifa immer tiefer. Gegen einen Angriff von der Landseite scheint die Stadt mit ihren einfachen alten Zinnenmauern absolut unhaltbar, trotzdem hat in den Befreiungskriegen ein schwaches englisches Detachement den Angriff einer weit überlegenen französischen Abtheilung siegreich zurückgeschlagen.

Zwischen Stadt und Meer liegt eine geräumige und gut im Stande gehaltene Alameda, mit *Bellasombras* bepflanzt, aber auch ein paar hübsche Blumenbeete euthaltend. Paseo de Alfonso XII. steht auf einer grossen Sandsteinplatte an der Steinmauer der Treppe, welche zur Stadt emporführt, eingehauen; Paseo Isabel II. hat früher ebenda gestanden; mich wundert nur, dass die Spanier sich die Mühe machen, solche wechselnde Titulaturen in Stein zu hauen. In Italien ist man darin praktischer und schreibt es nur mit Oelfarbe an.

Auch Tarifa ist uralt; auf seiner Halbinsel lag die Phönicierstadt Josa, welche von den Römern den Namen Julia Traducta erhielt; beide Namen sind verschwunden vor dem arabischen, den die Stadt nach Tarif Ibn Malik erhielt, einem maurischen Feldherrn, der zuerst hier landete. Von hier aus marschirten die Mauren nach dem Thale des Guadalete, wo ihnen in der sieben-tägigen Schlacht von Jeres de la Frontera die Gothenmacht erlag. Nachdem die Schlacht bei Navas de Tolosa die Herrschaft der Almohaden gebrochen, eroberte Sancho el Bravo 1232 auch Tarifa; als er durch das Erscheinen eines grossen Maurenheeres zum Abzug gezwungen wurde, liess er Alonso Perez de Guzman in der Stadt zurück und dieser vertheidigte sie ein Jahr lang gegen die Ungläubigen. Eine entsetzliche Episode wird von dieser Belagerung berichtet. Der Infant Juan, ein Bruder des Königs, war zu den Mauren geflüchtet und hatte den Sohn Guzmans, welcher als Page bei ihm war, mitgenommen. Als nun ein Sturm nach dem anderen

abgeschlagen wurde, liess er das Kind vor die Mauern führen und drohte dem Vater, seinen einzigen Sohn vor seinen Augen zu tödten, wenn er die Stadt nicht sofort übergebe. »Lieber mein Kind verlieren, als meine Ehre«, war die Antwort des stolzen Spaniers, und der elende Infant machte in der That seine Drohung wahr. Bald darauf befreite die Niederlage der Mauren bei Jeres de la Guadiana die Stadt und der König lohnte dem Ritter durch reiche Landschenkungen und die Erhebung zum Herzog von Medina Sidonia seine Treue. Der Thurm, vor welchem diese Scene spielte, heisst heute noch el Torre de Guzman.

Das weite Thal zwischen Tarifa und der Peña del Ciervo ist auch der Schauplatz zweier blutiger und für Spanien folgenreicher Schlachten gewesen. Hier schlug der Gothenkönig Wallia 417 die Vandalen und zwang sie zur Räumung Spaniens; und in 1340 schlug Alonso XI. hier die vereinigten Schaaren der Sultane von Granada und von Fez, welche Algesiras angreifen und die Verbindung Spaniens mit Nordafrika wiederherstellen wollten.

Das Innere der Stadt ist ein Gewirre enger Gässchen mit meist niedrigen Häusern, die hier, wie in Algesiras, ausnahmslos Ziegeldächer haben; für platte Dächer ist das Klima in diesen Gegenden denn doch zu feucht. Die Hauptstrasse, die Calle de Sancho Bravo, wird von einem stinkenden Graben durchzogen, in den man alle krepirten Katzen und Hunde Tarifas zu werfen scheint. An ihr erhebt sich das einzige hervorragende Bauwerk der Stadt, die Kathedrale, deren Façade aber einer späteren Generation anzubauen überlassen bleibt. Den maurischen Alcazar kann man nicht besuchen, da derselbe Militärzwecken dient; es soll auch in ihm nicht mehr viel zu sehen sein. Es war also nichts da, das uns zu einem längeren Aufenthalte hätte veranlassen können und so liessen wir uns durch den Correo wieder zurück nach Algesiras befördern.

Diesmal hatten wir nur noch einen Leidensgefährten, aber die Fahrt war noch viel schlimmer, als die erste, denn der Wagen war von den Briefsäcken der englischen Post bis oben gefüllt; für uns fand sich mit einiger Mühe noch Platz auf den Bänken, unser Reisegefährte aber thronte hoch oben auf den Briefsäcken. Wunderbar, dass man einem solchen Institute die mitunter doch recht werthvolle englische Post anvertraut! Auch in anderer Beziehung war die Fahrt noch unangenehmer als die erste; die

Peones de Camino, die Strassenwärter, waren in den beiden vergangenen Tagen nicht müßig gewesen und hatten grosse Strecken besonders am Abhang nach Algesiras hinunter frisch gedeckt und darüberhin ging es nuu im schärfsten Trab, denn die Mail musste rechtzeitig vor Abgang des Mittagsdampfers in Algesiras sein. Nur einmal wurde ein Halt gemacht: eine *Culebra* (Natter) sonnte sich neben am Weg, sofort hielt der Mayoral an, er und der mitfahrende Spanier sprangen vom Wagen und tödteten das harmlose Thier, ein ächt spanischer Charakterzug.

Kurz nach Mittag waren wir wieder in Algesiras und bezogen unser altes Quartier. Wir wollten nur einen ganz kurzen Aufenthalt nehmen, aber ein leichtes Unwohlsein meiner Frau zwang uns, länger zu bleiben und so kam es, dass wir Pfingsten und die grosse Feria noch in Algesiras mitmachten. Ich benutzte die Zeit, um die Gegend gründlich nach allen Richtungen zu durchforschen und auch der Meeresfauna einige Aufmerksamkeit zu widmen. Leider störte mich dabei das anhaltend stürmische Wetter einigermassen, doch erhielt ich einige seltene, hochinteressante Sachen von den Fischern, welche mit langstieligen Drahtnetzen ein paar hier viel gegessene Muscheln (*Venus gallina* und *verrucosa*) suchen.

Die Umgegend ist allenthalben grün, nach San Roque hin finden sich sogar ein paar gut gepflegte geschlossene Bestände der Straudkiefer, die auch bei uns Wälder genannt werden würden, ein Wunder in Südspanien. In dem Thale des Guadalmeil, dem die Strasse nach Tarifa folgt, waren üppige Weizenfelder, hier noch vollständig grün; nur die Gerste begann eben zu reifen. Hochstämmige Oleander mit Blüten bedeckt fassen den ziemlich wasserreichen Fluss in seinem unteren Laufe ein, zahlreiche Nachtigallen schlugen in ihnen. Nahe der Mündung liegt ein ausgedehntes Dünengebiet, das mir reiche Ausbeute an Käfern lieferte; am Strande lagen unzählige durchweichte Cigarretten, offenbar von einem Schmuggler geopfert, der sich vor den Guardacostas nicht anders zu retten wusste. Zwischen den Dünen und der Stadt liegen die Gärten, die man von der Stadt aus kaum sieht, Hecken aus Aloe und Cactus gemischt, die undurchdringlichsten Bollwerke, die ich mir denken kann, fassten sie ein; sie wurden von mannshohen Adlerfarn durchrankt und stellenweise fast erdrückt von den üppig wuchernden Brombeeren, deren Frucht

der Spanier so wenig mag wie der Italiener; hinter ihnen erhob sich eine zweite noch höhere Hecke aus dem riesigen Rohre des Südens (*Arundo donax*), welches mit seinen zolldicken holzigen Stengeln zu so vielen Zwecken dienen muss, zu denen man bei uns hölzerne Stangen verwendet. An den Gräben standen zahlreich italienische Pappeln, mir sehr auffallend, weil Rossmässler in seiner spanischen Reise deren Vorkommen in Südspanien ganz entschieden in Abrede stellt; ich habe sie aber später auch um Ronda angepflanzt gefunden. Die Cactus waren gerade in voller Blüthe; in dichten Massen standen die leuchtend gelben Trichterblumen am Raude der fleischigen Stengelglieder; auch die Agaven hatten meistens schon ihre riesigen Blüthenschäfte hervorgetrieben und entwickelten nun langsam die Candelaber, an denen sich die Blüthen entfalten. An ihren Blättern fehlte in der Nähe der Stadt fast ausnahmslos die scharfe dornartige Spitze; ich konnte mir im Anfang gar nicht erklären, warum, bis ich fand, dass man diese Dornen dazu benutzt, um das Thier einer Strand- schnecke (*Trochus articulatus*), die eben überall zum Verkauf aus- geboten wird, aus ihrem Gehäuse zu holen; jeder Muschelhändler hat darum ein Körbchen voll solcher Spitzen neben sich, und der Käufer erhält immer ein paar davon mit. Man genießt übrigens diese Schnecke, wie verschiedene andern Meerschnecken, roh und lebendig. — Die Pita, die Faser der Aloe, scheint man hier kaum zu verwenden, wenigstens habe ich niemals die Blätter abgehauen gesehen. Wäre der Spanier industrieller, so könnte aus den Blättern dieser überall gedeihenden und mit dem schlechtesten Boden vorlieb nehmenden Pflanze ein grosser Ertrag gezogen werden. Man braucht nämlich ein solches Blatt nur mit einem hölzernen Schlegel ein wenig zu klopfen und dann mit einem Schabeisen oder auch mit einem Brett den Brei auszustreichen, so hat man ein dickes Bündel sehr fester Fasern, die man ohne Weiteres zu einem haltbaren Stricke flechten kann.

Algesiras stand schon ganz unter dem Eindruck der kom- menden Feria. Ueberall wurde ausgebessert, aufgeputzt und ge- weisst; überall um die Stadt und besonders am Festplatze vor dem Thor erhoben sich Ventorillos, fliegende Schenken, aus Rohr- stengeln erbaut und oft mit blühendem Myrtengestrüpp gedeckt, Fahnenstangen wurden aufgesteckt u. dgl. Leider versprach das Wetter nicht viel Gutes, es stürmte tüchtig und war so kühl, dass

ich mir eine wärmere Bettdecke ausbat. Ich war recht begierig, das andalusische Volk einmal in seinem vollen Glanze zu sehen, denn bis jetzt hatte ich mich nach den so oft beschriebenen andalusischen Majos vergeblich umgesehen. In Algesiras sahen wir nur die ganz gewöhnliche französische Tracht; nur Arbeiter und Viehtreiber, die mitunter aus dem Innern kamen, trugen noch den Sombrero calanes, den spanischen Nationalhut, und die nur bis zum Knie reichenden, unten aufgeschlitzten und mit Knöpfchen besetzten andalusischen Hosen. Auch von der vielgepriesenen andalusischen Lustigkeit hatten wir noch nicht viel gemerkt; nirgends war etwas von Gesang und Tanz zu spüren, nur einmal sahen wir einen Blinden mit einer ächten und wahrhaftigen »Morithat«, aber er sang nicht, sondern deklamirte nur in schauerhafter Weise zur Guitarre. Der Dialect der Lente war mir leider nahezu unverständlich, obwohl ich mit gebildeten Spaniern schon ganz flott conversiren konnte, auch ihren freundlichen Gruss konnte ich nie verstehen, er klang beinahe wie »Guten Morgen«.

Je näher der Tag der Feria kam, um so ausschliesslicher drehte sich die Unterhaltung um das bevorstehende Stiergefecht; wo zwei Spanier oder Spanierinnen zusammen standen, sprachen sie gewiss von der Corrida. Riesige Anschlagzettel bedeckten alle Mauern und Rohrfächer mit dem Bilde des Haupthelden, des als el Marinero bekannten Espada, wurden überall zum Verkauf angeboten. Wir hatten Gelegenheit el Marinero auf der Strasse zu sehen, ein ganz hübscher Mann in prachtvollster Majotracht, Sammet mit Goldstickereien; ein beliebter Espada bekommt seine Gastrollen so hoch bezahlt, wie ein erster Tenor und kann sich das erlauben; er war und blieb aber der einzige Majo, den wir während der Feria zu sehen bekamen.

Pfingstsamstag kam und mit ihm begann der Zuzug von aussen; auf allen Wegen kamen Reiter ausgeritten, meistens nach andalusischer Sitte zwei auf einem Pferde, alles mögliche fahrende Volk, wie wir es auch von unseren Jahrmärkten kennen, zog herzu und lagerte unter Zelten oder Strohdächern um die Stadt herum. Auf dem freien Platze zwischen der Stadt und der Arena, wo sich das Hauptfesttreiben abspielt, wurden Buden, auch grössere Cafés und Theater aufgeschlagen, auch der Victualienmarkt nahm einen anderen Character an. Besonders schienen sich die Fischer

und Muschelverkäufer anzustrengen; sonst fand man nur *Venus gallina* L. zum Verkauf ausgebaut, aber heute waren auch alle möglichen anderen Arten da und ich konnte somit von der Feria, während welcher ich den dreifachen Preis für unser Zimmer zahlen musste, auch etwas profitieren\*).

Die Feria sollte uns gründlich enttäuschen, wir hatten ein eigenartiges andalusisches Volksfest erwartet, und fanden einen ganz gewöhnlichen Jahrmarkt, der sich nur in ganz wenigen Zügen von einem solchen in Deutschland unterschied. Vergebens schauten wir nach den Majos aus; nur hier und da sah man noch einen jungen Mann in kurzer Sammetjacke mit Troddeln und in den eigenthümlichen kurzen Hosen und Gamaschen; etwas häufiger sah man den Sombrero calañes, doch verschwand auch dieser gegen die Ueberzahl der wie die unsrigen geformten Filzhüte. Unter den Fremden dominirte unbestritten old England; die Dampfer hatten halb Gibraltar herübergebracht, das der Festtagelangeweile drüben zu entgehen wünschte; von Cadix und Malaga kamen der unruhigen See wegen diesmal auffallend wenig Besucher. Die Buden auf dem Festplatz enthielten nur den aller ordinärsten Schund, von »Sehenswürdigkeiten« war nur eine Bude mit *rattos sabios* (dressirten weissen Ratten) und ein paar Affen vorhanden. In vielen Buden wurde eine Art Mandelbrot ausgebaut, das sehr beliebt zu sein schien; maroccanische Juden liefen umher mit Datteln und den ersten Brebas (schwarzen Frühfeigen), das Hauptgeschäft machten aber neben den ambulanten Fächerverkäufern die Aguadores, die Wasserverkäufer, die mit einem antik geformten Krug auf den Schultern und zwei Wassergläsern im Gürtel umherlaufen und ihr »agua fresca« ausrufen. Eigenthümlich waren lange Rohrstäbe, oben mit einer Gabelung, unten mit einem dicken Knopf; sie wurden von den Besuchern der Corrida eifrig gekauft und dienen nur dazu während des Stiergefichtes tüchtig Lärm zu machen.

Wir traten in eins der grösseren Cafés, um die sich viel schaulustiges Volk drängte, um die darin aufgeführten Tänze zu sehen. Bis jetzt hatten wir noch keine Gelegenheit gehabt anda-

---

\*) Die Arten welche besonders ausgebaut wurden, waren *Mytilus perna*, *galloprovincialis*, *Trochus articulatus*, *Purpura haemastoma* und *Patella*, auch *Tritonium nodiferum* wurde feil gehalten, das Stück zu einem Realen (20 Pf.), und die beiden *Murex*, *trunculus* wie *brandaris*.

lusische Nationaltänze zu sehen; nur in Gibraltar hatte uns das Enkelchen des Herrn Parker, ein reizendes Kind von 8 Jahren, einmal la Sevillana vorgetanzt. Hier war es eine gemiethete Tänzertruppe, welche die Gäste anlocken und unterhalten sollte. Es war eine Estrade aufgeschlagen, auf welcher fünf Herren und drei Damen sassen, erstere in Hemdärmeln, aber nicht in andalusischer Tracht. Zwei von ihnen spielten Guitarre, die anderen klapperten mit den Castagnetten und sangen stellenweise zum Tanz; es wurden nur Solotänze aufgeführt, die Damen tanzten el Ole und la Sevillana. Wir konnten der Production keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen, noch weniger dem schauerlichen Gesang; von der andalusischen Grazie war bei den Tänzerinnen wenig zu bemerken und wir vertrösteten uns auf Ronda und Granada, die Hauptsitze des ächten Andalusierthums.

Nachmittags strömte Alles, was das Eintrittsgeld erschwingen konnte, in die Arena; ich konnte mich nicht entschliessen, dem aufregenden Schauspiele beizuwohnen und hatte es nicht zu bereuen, denn ein trauriger Zufall störte die Freude von Anfang an. Als der erste Stier in die Arena gelassen wurde, stand einer der Tischler, welche an der Einrichtung gearbeitet hatten, zu nahe am Eingang; der Stier erwischte ihn und tödtete ihn, den einzigen Sohn einer Wittve und Ernährer der Familie, durch einen Hornstoss ins Herz.

In der Hoffnung, dass das Treiben Abends interessanter sein würde, machten wir dem Festplatz Abends noch einen Besuch; man hatte überall Papierlaternen angebracht, aber sie wurden, wohl aus Sparsamkeitsrücksichten, nicht angezündet, nur spärliche Oellampen beleuchteten die Buden und auf dem Platze war es recht leer, denn die Scorpione und Engländer waren natürlich noch vor dem Kanonenschuss nach Gibraltar zurück und auch die Gäste aus Malaga und Cadiz hatten sich schon zeitig wieder eingeschifft. So hielten auch wir nicht lange aus und am anderen Morgen packten wir unsere Koffer und liessen uns von der Infanta dem kleinen Localboote, wieder nach Gibraltar bringen, um von da hinüber nach Marocco zu gehen.

Es wehte ganz tüchtig und namentlich dicht vor Gibraltar gab es starken Seegang, so dass einige Passagiere noch im Landungsboote seekrank wurden. In der Fonda, wo man uns nun schon als alte Bekannte begrüßte, bekamen wir unser Zimmer wieder,



doch konnten wir diesmal an keinen längeren Aufenthalt denken, da wir den Messageriedampfer, welcher Dienstag Mittag abgeht, zur Fahrt nach Tanger benutzen wollten. Don Fernando Schott, der deutsche Consul, hatte die Güte, die Spedition der gesammelten Naturalien, die mit dem nächsten deutschen Dampfer über Hamburg gehen sollten, zu übernehmen und mir auch meine Cheques in Silberduros, die einzige Münze, die man in Marocco nimmt, umzuwechseln, und so waren wir schnell reisefertig und konnten den späten Nachmittag noch zu einer Excursion verwenden, welche eine unserer schönsten auf Gibraltar werden sollte.

Einer der bequemen, aber durchaus nicht billigen Fiaker brachte uns hinaus bis nach Rosia, dann wandten wir uns der Südspitze zu und folgten an dem Friedhofe vorbei einem Pfade, welcher um die Südspitze des Felsens herum auf die Ostseite zu führen schien. Es stürmte nicht schlecht aus Westen und stellenweise konnten wir kaum voran; ich musste meinen Hut mit dem Taschentuche festbinden. Um so ruhiger war es, als wir endlich um die scharfe Ecke waren und nun in den Mediterranean road einbogen. An dem steilen Absturz hin hat man hier einen prächtigen Gang angelegt, für den man mehrmals Tunnels durch den Felsen sprengen musste; tief unten brandet das Meer, nach oben erheben sich die Felsen noch mehrere hundert Fuss hoch, selbst den Affen unersteiglich, stellenweise überhängend. Keine Spur von Leben und Treiben der Menschen; nur die Vögel, die sich vor dem Weststurm hierher geflüchtet, belebten die Natur. Wo Raum war, standen Zwergpalmen und manche uns unbekanntes Blumen, von denen verschiedene dem Felsen von Gibraltar eigenthümlich sind. So führt der Weg ungefähr in der halben Höhe dem Absturz entlang bis gerade unter Signal Point; hier kam früher ein schwindelnder Pfad von Catalan Bay herauf; man hat ihn, wie ich oben erwähnte, abgesprengt und unpassirbar gemacht; seine Fortsetzung nach oben dagegen existirt noch und ermöglicht den Aufstieg zur Spitze. Schwindelfrei muss man dabei freilich sein, denn die mit bewundernswerthem Geschick tracirten kurzen Serpentinien sind äusserst schmal und haben nach dem Steilhang hin natürlich kein Geländer; ein Stein, der sich loslöst, kommt erst im Meere zur Ruhe. Oben geht der Pfad in Treppen über, welche sich zwischen den Felsen hinauf schlängeln bis zu einer kleinen Plattform, die man la Silleta nennt, unmittelbar unter

dem überhängenden Kamm. Hier rasteten wir einen Moment, um einige Kraft zu sammeln, denn über den Kamm hin pfiß der Sturm in unverminderter Stärke, und wir mussten uns zusammenehmen und gleich gegen den Felsen ducken, um nicht wieder hinuntergefegt zu werden. Mehr kriechend als gehend legten wir die ersten zwanzig Schritte, während deren der Pfad fast auf der Kante hinführt, zurück, bis wir an höhere Felsen kamen, die uns Schutz gewährten. Die Aussicht oben wirkt, da man sie so ganz plötzlich und unvermittelt in ihrer ganzen Herrlichkeit zu sehen bekommt, wahrhaft überwältigend und ich kann darum den Aufstieg über den Mediterranean road jedem Touristen nur auf das Angelegentlichste empfehlen. Uns bot sich ein ganz besonders imponantes Bild. Gibraltar und die eine Hälfte der Bucht lagen im hellsten Sonnenglanze, aber drüben über Algesiras zog ein schweres Wetter, das sich langsam nach San Roque zu wälzte und dem zweiten Tag der Feria ein jähes Ende bereitet haben mag. Ein Ausläufer streckte sich bald auch bis herüber und trieb uns hinab; den wohlbekanntem Zickzackpfaden folgend erreichten wir Gibraltar und kamen im Hôtel noch gerade recht zur wohlverdienten Comida. O' Haras tower, zu dem hinauf wir nur einige Schritte zu machen gehabt hatten, hatten wir nicht besucht; ausser der wunderbaren Aussicht, welche aber der von Signal Point vollkommen gleicht, ist da oben nichts zu sehen. Der Thurm wurde von dem Gouverneur, dessen Namen er trägt, erbaut, um von dort aus die Bewegungen der spanischen Flotte im Hafen von Cadix beobachten zu können, eine Absicht, deren Grossartigkeit die Mitwelt schon anerkannte, indem sie dem Thurme den Namen O' Haras folly beilegte. Das Bauwerk wurde übrigens schon nach wenigen Jahren durch den Blitz in eine Ruine verwandelt und seitdem nicht wieder aufgebaut.

## Zehntes Capitel.

### Tanger.

Um elf Uhr sollte die Ville de Tanger abgehen; wir liefen erst noch lange in der Stadt umher auf der Suche nach einem Paar Alpargatas für mich, aber ach, man war hier, da die

Engländer keine spanischen Schuhe tragen, nur auf andalusische Füsse eingerichtet, und: *por V. no, Señor*, war die stereotype Antwort in jedem Magazin. Darüber hatten wir uns etwas verspätet und da der Dampfer weit draussen lag und ein scharfer Westwind gerade von ihm herüberwehte, kamen wir nur gerade zur festgesetzten Abfahrtszeit an. Der Dampfer war ziemlich besetzt, obwohl der Preis für die Ueberfahrt auf den Messageriedampfern ungefähr um die Hälfte höher ist, als auf den kleinen Localbooten, von denen eins fast gleichzeitig mit uns abging. In der Meerenge ist nämlich die See selbst bei Windstille niemals ganz ruhig; die vorliegenden Küsten bilden einen weiten Trichter, in welchem die grossen Oceanwellen zusammengedrängt werden, so dass ein unregelmässiger hüpfender Seegang entsteht, durch welchen die kleineren Dampfer erbärmlich umhergeworfen werden. Besonders bei Westwind brauchen sie nicht selten 6–8 Stunden und mehr, um sich durchzuarbeiten und auch die grossen Messageriedampfer machen dann die Ueberfahrt nicht unter vier Stunden, während für die Rückfahrt zwei Stunden genügen \*). Die Mitreisenden waren natürlich meistens Engländer, doch waren auch zwei Judenfamilien aus Tanger dabei, deren jüngere weibliche Mitglieder — vollständig europäisirt — den Schönheitsruf der maroccanischen Töchter Israels durchaus nicht Lügen strafften. Sie waren sehr munter und tanzten nach dem Clavier in der Kajüte mit ein paar jungen Engländern, die sie von früher her zu kennen schienen.

---

\*) Schon die Römer kannten und fürchteten die Westströmung und den unregelmässigen Seegang in der Strasse des *Fretum Herculeum*; ihre Ueberfahrtsstelle nach Tanger war darum möglichst weit westlich, bei dem alten *Boëlon*, dessen Ruinen zwischen *Tarifa* und *Cap Trafalgar* liegen. Die Strömung beträgt unter gewöhnlichen Verhältnissen etwa 2 Meilen in der Stunde, bei starkem Westwinde steigt sie aber bis 5 und darüber; sie ist nach Osten bis zum *Cabo de Gata* bemerkbar und geht dann in die grosse östliche Strömung über, welche längs der gauzen nordafrikanischen Küste erkennbar ist, bis sie an der syrischen Küste, durch die Gewässer des Nil verstärkt, sich nach Norden wendet und dann westwärts zurückkehrt. Gegenströmungen in der Strasse sind, wenigstens an der Oberfläche, nicht zu bemerken; ob eine solche in der Tiefe besteht, ist noch nicht mit Sicherheit ausgemacht. Die in allen Lehrbüchern angeführte Geschichte von dem Schiff, das bei *Ceuta* in den Grund gebohrt wurde und bei Tanger wieder an die Oberfläche kam, steht mit physikalischen Gesetzen denn doch ein bischen gar zu sehr im Widerspruch, um für sich allein die Existenz einer solchen Strömung zu beweisen.

Die Fahrt war im Anfang durchaus angenehm. Der Dampfer hielt sich dicht an der spanischen Küste, so nahe, dass man jeden Baum an den grünen Abhängen erkennen konnte. Erst als wir Tarifa passirt hatten und nun den Cars quer hinüber nach Tanger nahmen, begann ein heftiger Seegang und ein paar Pferde, welche wir auf dem Deck hatten, stürzten und waren nicht wieder auf die Beine zu bringen. Die Strasse war sehr belebt; wir zählten mindestens ein Dutzend Schiffe, die mit vollen Segeln herankamen, während ein paar Frachtdampfer langsam hinausstrebten. Die maroccanische Küste verflacht sich vom Affenberge aus rasch, sie erscheint aber vollkommen unbewohnt bis nach Tanger hin, das sich am steil abfallenden Ufer im Schutze eines vorspringenden Caps amphitheatralisch erhebt. Unser Dampfer hielt sich wacker und um halb vier Uhr fiel der Anker auf der Rhede von Tanger.

Wir mussten ziemlich weit draussen ankern, denn die Bucht von Tanger ist so seicht, dass selbst kleine Boote nicht dicht am Lande anlegen können. Von Hafengebauten und einem Hafendamm ist natürlich keine Rede; früher mussten sogar die Passagiere aus dem Boote getragen werden, was bei dem mangelhaft entwickelten Reinlichkeitssinn der arabischen Bootsleute seine Unannehmlichkeiten hatte. Den vereinten Anstrengungen der fremden Gesandten und Consuln, welche darunter am häufigsten litten, ist es aber gelungen, die Erlaubniss zur Errichtung einer hölzernen Landungsbrücke zu erlangen, an der man nun bei jedem Wasserstande anlegen und aussteigen kann. Wir mussten ziemlich lange warten, bis endlich die Boote, von zerlumpten Arabern gerudert, erschienen und uns ans Land brachten. Da wir von den Mitreisenden erfahren hatten, dass für die Ausschiffung ein Tarif bestehe, unterliessen wir es, mit den Bootsleuten, die sämmtlich spanisch und vielfach auch englisch sprechen, zu accordiren; die Folge davon war natürlich, dass sie uns das Doppelte des Tarifs abforderten, weil es stürmisch sei. Ich liess sie sprechen; als wir aber an der Landungstreppe anlegten, sagte ich ganz ruhig: *Vamos al capitán del porto*. Das wirkte, denn der Hafencapitän steht im Rufe, ein gestrenger Herr und mit der Bastonnade durchaus nicht allzu sparsam zu sein.

Am Lande nahmen uns die Dragomans (Dolmetscher) der Hôtels in Empfang; wir übergaben unser Gepäck einem Juden

in europäischer Kleidung, der sich uns als Dragoman des Hôtel Central legitimirte; seine Kleidung und namentlich die rothe Schaschia (Mütze, bei uns gewöhnlich Fes genannt), bewiesen, dass er unter europäischer Protection stand, denn ein eingeborener Jude darf nur dunkle Farben tragen. Sein Gesicht war nicht sehr vertrauenerweckend und sein späteres Benehmen auch durchaus nicht so, dass ich den edlen Simon Baruchel, interprète, wie auf seinen Karten stand, sonderlich empfehlen könnte.

Er übergab unser Kofferchen — wir hatten das Hauptgepäck in Gibraltar gelassen — einem Araber und wir wandten uns der Stadt zu. Eine Zinnenmauer schliesst dieselbe vom Hafen ab. Unter einem Bogen der Mauer sass ein würdig aussehender alter Araber mit langem schneeweissem Barte und nicht minder weissem Turban und Schellab (Burnuss); es war der Hafeucapitän, dem auch die Aufsicht über die Douane obliegt. Er empfing uns mit freundlichem Buenos dias — das arabische »Sselem alek« wird nur dem Rechtgläubigen zu Theil, — liess das Kofferchen nur pro forma öffnen und uns passiren, ohne ein Bakschisch zu fordern, was mich nicht wenig überraschte. Dann ging es durch einen engen Hufeisenbogen in die Stadt; ein paar zerlumpte Araber hockten auf den steinernen Bänken am Eingang; es waren Soldaten von seiner Majestät des Sultans Armee; ihre langen Steinschlossflinten lehnten in der Ecke. Wir traten in eine ziemlich breite, an beiden Seiten von Mauern eingefasste, gepflasterte Strasse, welche dem Strande entlang ansteigt und auf der anderen Seite wieder zum Thore von Tetuan hinabführt; sie wird von der Stadt aus beherrscht und könnte noch nach Erstürmung des Thores vertheidigt werden. Etwa gerade in der Mitte mündet auf sie im rechten Winkel die Hauptstrasse der Stadt, welche ebenfalls ziemlich breit und, wenn auch schlecht, gepflastert ist und die Stadt ihrer ganzen Länge nach durchzieht. Wir folgten ihr eine kurze Strecke, dann bogen wir in ein enges ungepflastertes Gässchen ein und nun ging es weiter um unzählige Ecken, unter Gewölben und Bogen durch, über Schmutz und Unrath, bis wir endlich unser Hôtel erreichten.

Es versprach von aussen gerade nicht viel; ein schmales Gässchen lief zwischen verfallenen Gebäuden gerade auf die Thüre zu. Im Inneren wurden wir aber sehr angenehm überrascht. Ein sauberer Hausflur führte in eine Halle, um welche

das Innere des Hauses sich gruppirt, den für den maurischen Baustyl charakteristischen Us-ud-Dar. Derselbe entspricht ganz dem römischen Atrium, wie überhaupt das maurische Haus sich so ziemlich der altrömischen Bauweise anschliesst; vermuthlich haben die Mauren diesen Baustyl, den sie ja bei der Eroberung Nordafrikas vorfanden, einfach beibehalten, weil er wie kein anderer dem Clima entspricht. Auch der Südspanier ist darin dem Mauren gefolgt, und nur der Franzose hat keinen Sinn dafür und zerstört in Algier die schönsten maurischen Häuser, um Miethcasernen im langweiligsten französischen Styl an ihre Stelle zu setzen. In unserem Hôtel war der maurische Styl allerdings etwas modernisirt, doch in seinen Grundprincipien streng festgehalten. Die Oeffnung oben — das antike Impluvium — war durch ein Glasdach geschlossen und dadurch der Zug vermieden, der Boden mit Steinplatten belegt, durch welche sich eine reizende Mosaik aus kleinen bunten Fayencewürfeln — den ächten Azulejos — schlingt; der untere Theil der Wände und der Säulen, welche die Gallerie tragen, sind mit grösseren Fayenceplatten, sogenannten Marmules, in geschmackvollen Mustern belegt. Auch die Treppenstufen bestehen hinter einer Kante von Eichenholz aus Azulejos und ebenso die Fussböden, welche theils mit Espartomatten, theils mit maroccanischen Teppichen belegt sind. Die Sauberkeit war tadellos, das Essen ausgezeichnet und der Pensionspreis mit  $1\frac{1}{2}$  Duro für Maroeco nicht zu hoch; kein Wunder, dass wir uns bald ganz behaglich fanden. — Die Wirthin ist eine Engländerin; sie hat Schicksale erlitten, wie sie sonst nur in Romanen vorkommen und da die Geschichte in der Gegend allenthalben bekannt ist, werde ich keine Indiscretion begehen, wenn ich sie hier mittheile. Als Tochter eines englischen Gastwirthes heirathete sie einen »coloured Gentleman«, einen Mr. Martin, der als Stewart im Dienst eines englischen Prinzen stand und dann das Royal Hôtel in Tanger übernahm, welches bald einen bedeutenden Ruf erhielt. Vor einigen Jahren starb er plötzlich, und kurz nach seinem Tode erschien eine Dame, welche sich als die ächte Mrs. Martin legitimirte und die Erbschaft beanspruchte. Die arme betrogene Frau musste mit ihren drei Kindern das Hôtel räumen, errichtete aber bald das neue Hôtel Central und ist auf dem besten Wege, das verlorene Vermögen wieder zu verdienen.

Das Hôtel liegt genau an einer Ecke der Stadt auf der hier vielleicht 50 Fuss hoch abfallenden Mauer, am Rande einer Schlucht, welche die Stadt von dem gegenüber liegenden Plateau scheidet und ihr nach dieser Richtung hin als Wallgraben dient. Von den Fenstern des Salons und noch mehr von einer Art Veranda, welche sich auf der Stadtmauer selbst hinzieht, hat man eine prächtige Aussicht über die Bai von Tanger und die Strasse von Gibraltar vom Cap Trafalgar an bis zum Felsen. Wir haben dort manche genussreiche Stunde zugebracht.

Es war schon zu spät geworden, um noch auf die deutsche Gesandtschaft zu gehen, aber noch Zeit genug, um einen Gang in die Umgebung zu machen. Ich nahm mir darum den biedereren Simon mit, denn mich allein in dem Gewirre von Gässchen zurechtzufinden, getraute ich mich doch noch nicht. Wir gingen zurück zur Hauptstrasse und kamen dieser folgend auf den Bazar. Das Treiben war natürlich hier noch viel fremdartiger, wie in Oran, denn hier ist der Araber noch Herr, wenn auch immerhin schon etwas von der Cultur beleckt. Wasserverkäufer durchziehen die Strassen, einen Schlauch auf dem Rücken, eine blanke Messingschale zum Trinken in der Hand, ein Glöckchen meldet ihre Annäherung. Handwerker wie Kaufleute sitzen in kleinen nischenartigen Buden; nirgends sind Waaren zur Schau ausgestellt, sie liegen in Papier verpackt und werden erst herausgeholt, wenn ein Käufer danach fragt. Auf dem Bazar ist noch ziemliches Leben; Mauren, zerlumpte Beduinen, Europäer und Juden wogen durcheinander; Tanger ist als Handelsstadt tolerant, es hat keine Mellah (Judenviertel), alle Confessionen wohnen durch einander und auf der Hauptstrasse befindet sich sogar eine katholische Capelle. Nach dem Landthore zu sassen in langen Reihen die Brodverkäuferinnen, arabische Frauen aus der Umgegend, durchaus nicht so sorgsam verschleiert, wie in Oran, obwohl manche von ihnen ganz passabel hübsch waren. Am Thore selbst bot sich uns ein entsetzlicher Anblick; ein paar ungestaltete Fleischklumpen, die man kaum mehr als Menschen erkennen konnte, lagen auf der Erde und flehten in kaum noch artikulirten Lauten um ein Almosen. Es waren Aussätzige, welche, von der Menschheit ausgestossen und für unrein erklärt, hier liegen dürfen, um sich den nothdürftigsten Unterhalt zu erbetteln. In allen orientalischen Ländern herrscht noch heute diese Geissel der

Menschheit, deren Ursachen der Wissenschaft noch eben so dunkel sind, wie ihre Heilung unmöglich. Wer von ihr befallen wird, den führt man, sobald die ersten unzweifelhaften Zeichen auftreten, vor den Kadi, und wenn dieser und die Aeltesten ihn für wirklich ansässig erklären, wird er für unrein erklärt und muss aus der Stadt hinaus. Der Geselligkeitstrieb lässt diese Unseligen gemeinschaftliche Colonien vor den Thoren grösserer Städte anlegen, wo sie bleiben, bis der Tod sie von ihren entsetzlichen Leiden erlöst. Die Glieder schwellen eins nach dem anderen an, dann fallen sie ab, Lippen und Nase, Finger und Zehen gehen so verloren und schliesslich bleibt nichts, als die ungestalteten Körper, welche wir hier am Thore sahen. Ich warf ihnen ein Geldstück zu und eilte vorüber.

Der Aussatz scheint übrigens in Nordafrika sehr viel seltener, als im Orient. Diese beiden am Thore waren die einzigen Aussätzigen, die mir in Tanger und Tetuan zu Gesicht gekommen sind; eigene Quartiere für die Aussätzigen existiren hier nicht, wie z. B. in Damaskus, Jerusalem etc. Auch scheint es, worauf mich Herr Weber aufmerksam machte, als sei die Krankheit der beiden Maroccaner vom syrischen Aussatz verschieden; namentlich fehlt ihnen die knotige Verdickung der Haut. Auch in Algerien und Tunis kommt Aussatz kaum mehr vor, auf europäischem Boden wohl nur noch auf Creta.

Auch vor diesem Thore sind noch einige Befestigungswerke, welche einen directen Angriff verhindern sollen; hier sassen die Futterverkäufer mit kleinen Grasbündeln vor sich und in den Nischen der Mauer arbeiteten die Hufschmiede. Vor dem Thore dehnt sich eine weite wüste Fläche, der Marktplatz, auf welchem der Wochenmarkt oder Soko abgehalten wird, hinter ihm erheben sich Hügel, an deren Abhängen die Bewohner von Tanger ihre Todten begraben; sie werden nach dem Lande zu eingefasst von üppigen Gärten. Ein paar leidlich unterhaltene, gepflasterte Saumpfade liefen vom Thore aus und wir folgten einem derselben, welcher dem üppigen Park entlang zieht, der die Wohnung des deutschen Gesandten umgibt. Der Friedhof machte ganz den Eindruck, wie das Todtenfeld bei Tlemcen; Zwergpalmen und Gestrüpp bedeckten die verfallenen Gräber und das Vieh weidete darauf. Ich fragte meinen Führer, ob man das Terrain betreten dürfe, und er versicherte mir, dass die Araber sich darum nicht



im Mindesten kümmern. An den Büschen sassen dieselben Schneckenformen, wie drüben jenseits der Meerenge, ihnen in allen Einzelheiten völlig gleich und so den alten Zusammenhang bekundend. Hinter dem Gräberfelde erstrecken sich üppige Gärten, von Zäunen aus trockenem Rohr eingefasst, hinter denen sich noch eine zweite Hecke von lebendigem Rohr erhebt; die Gärten, welche zum Theil wohlhabenden Mauren, zum Theil den fremden Consuln gehören, sind dicht mit Bäumen bepflanzt, deren Zweige sich über dem Wege vereinigen. Leider ist die Zone der Gärten nicht sehr breit; dann folgen Felder mit reifender Gerste, eingefasst von Aloe, die hier ihre prachtvollen Blüthencandelaber schon voll entwickelt hat, und von blüthenbedeckten Cactus. Hier, wo von beiden Seiten her feuchte Winde kommen, hat es im vergangenen Winter nicht an Regen gefehlt und die Ernte lässt nichts zu wünschen übrig. Die zahlreichen uns begegnenden Araber grüssten freundlich; man sieht, sie sind an Europäer gewöhnt. Am Rande der Gärten wandten wir uns rechts, dem Hügelkamme folgend. Ein festungsartiges Gebäude erklärte mir Simon als Pulvermagazin, man hat es klüglich hier auf weithin sichtbarer Höhe angelegt und denkt natürlich nicht daran, einen Blitzableiter anzubringen; will Allah, dass es in die Luft fliegt, so wäre das doch umsonst, sagen diese unverbesserlichen Fatalisten. Weiterhin liegt, die ganze Stadt beherrschend, die Kasbah, das Schloss, in welchem der Gouverneur von Tanger residirt; sie ist nur mit besonderer Erlaubniss zugänglich, von aussen bietet sie nichts Besonderes. Ein steiler Pfad führt ins Thal hinab und in die eigentliche Stadt, die wir durch dasselbe Thor, aus dem wir herausgegangen, wieder betreten.

Am anderen Morgen galt mein erster Gang natürlich dem Besuche bei dem deutschen Ministerresidenten. In Marocco wohnen nämlich die Vertreter der auswärtigen Mächte nicht in der Hauptstadt oder in einer der drei Hauptstädte Marocco, Fez oder Mekinäs, sondern in Tanger, angeblich weil das fanatische Volk ihre Anwesenheit in der heiligen Stadt Marocco, deren Boden der Fuss des Ungläubigen nicht betreten soll, nicht dulden würde, richtiger aber, weil der Sultan die ewigen Reclamationen, zu denen die maroccanische Misregierung Anlass gibt, zu vermeiden und wenigstens von seiner Person fernzuhalten wünscht. Darum hat er den Gouverneur (Amin) von Tanger ein für allemal zum

Minister des Auswärtigen designirt und die Gesandten liessen sich das gerne gefallen, denn in Tanger sind sie in steter Verbindung mit der Civilisation und geschützt vor den ewigen Betteleien der maroccanischen Hofbeamten. Der diplomatische Verkehr wird dadurch freilich einigermaßen erschwert, da der Gouverneur bei jeder wichtigeren Angelegenheit erst Instruction einholen muss, aber das ist den Maroccanern gerade recht. Nur dann und wann macht einer der Baschadore — wie die Maroccaner das spanische Wort Embajadores, Gesandte, arabisirt haben — bei besonderen Gelegenheiten die anstrengende zwölf tägige Reise, gewöhnlich jeder während seiner Amtsdauer nur einmal, um sich dem Sultan persönlich vorzustellen.

Auf dem Bazar fiel mir ein sauber gekleideter Araber auf, der in seiner Bude sass und auf seinem Schellab den rothen Adlerorden trug. Es war Hadsch Ali bu Taleb, der Begleiter des bekannten Reisenden Dr. Lenz nach Timbuktu. Simon machte mich mit ihm bekannt und ich erfuhr von ihm, der ganz gelänfig französisch spricht, manches über seine Reise. Uns in Europa erscheint bei derselben natürlich Dr. Lenz als die Hauptperson, Hadsch Ali als der gemietete Begleiter und Dolmetscher. In Marocco stellt sich das wesentlich anders dar. Dort ist es der directe Abkömmling der Fatimiden, der Neffe des letzten Sultans von Oran, des grossen Abd el Kader, das Haupt der Marabutfamilie Mahiddin, der trotz seiner Jugend schon weitberühmte Schriftgelehrte und beginnende Heilige, welcher nach Timbuktu reist, um mit den dortigen Tolba (Schriftgelehrten) über die Geheimnisse der Religion und die Auslegung des Koran zu disputiren und sich des ungesunden Climas wegen einen türkischen Arzt, den er auf seiner Pilgerfahrt nach Mekka kennen gelernt, den Dr. Lenz, als Leibarzt mitnimmt. Nur ihm war es möglich, ungefährdet das fanatische Sus, das Land südlich vom Atlas, zu passiren; das gemeine Volk beugte sich vor dem grossen Taleb und nahm seine Angaben wegen seines Begleiters für baare Münze, die Vornehmeren durchschauten wohl die Maske, aber sie wagten doch nicht einen Zweifel an der Aussage Hadsch Alis auszusprechen und liessen seinen Begleiter für einen Türken gelten. Den Besuch, den der Scheikh von Timbuktu den Reisenden noch bei ihrer Abreise abstattete, galt auch durchaus nicht dem Dr. Lenz, sondern dem Abkömmling des Propheten.

Die deutsche Gesandtschaft bewohnte früher ein Miethquartier innerhalb der Stadt, das eben so schlecht wie theuer war. Der Reichstag bewilligte darum die Summe von dreissigtausend Thalern zum Ankauf eines eigenen Gebäudes, eine Summe, die bei dem hohen Preis des Grund und Bodens innerhalb der Mauern von Tanger nicht gerade sehr hoch genannt werden kann. Der gegenwärtige Vertreter Deutschlands, Herr Ministerresident Weber, welcher gerade damals von Beirut nach Tanger versetzt wurde, machte, da innerhalb der Stadt ein geeignetes Kaufobject nicht anzutreiben war, der Regierung den Vorschlag, den unmittelbar vor Tanger gelegenen Garten des schwedischen Consuls anzukaufen und dort ein geeignetes Gebäude zu errichten. Sein Vorschlag wurde angenommen und da man ihm gestattete, den Bau ganz nach seinem eigenen Ermessen durch maroccanische Arbeiter ausführen zu lassen, ohne dass ein Kgl. Baurath sich einmischte, so hat sich der in den Annalen des deutschen Reiches geradezu unerhörte Fall ereignet, dass ein ebenso schönes wie zweckmässiges Gebäude im syrischen Styl entstand, ohne dass der Voranschlag überschritten wurde, ja dass sogar der Staatscasse noch einige hundert Thaler von dem bereits ausgezahlten Baucapitale zurückerstattet wurden.

Der die Wohnung umgebende Park schliesst sich unmittelbar an die Stadt an; gerade dem Landthor gegenüber kann man ihn durch eine Thüre betreten, das Hauptthor liegt etwas weiter entfernt und mündet auf den Marktplatz. Zwei Kavassen hielten dort Wacht und bei ihnen ein Diener, dessen eigenthümlich scharfgeschnittenes Gesicht mit den starken zusammenhängenden Augenbrauen mir sofort die Bilder der Libanonbewohner ins Gedächtniss rief. Josef ist in der That ein Maronite vom Libanon, der seiner Herrschaft von Beirut herüber gefolgt ist und mit der Treue eines Hundes an ihr hängt. Er führte uns durch ein paar prächtige Baumgruppen nach dem von Blumenbeeten umgebenen Wohnhause. Herr Ministerresident Weber empfing mich sehr freundlich; ihm und seinen liebenswürdigen Schwestern verdanken wir viele angenehme Stunden während unseres leider nur zu kurzen Aufenthaltes in Tanger. Was ich von ihm über die Sicherheitsverhältnisse in Nordmarocco erfuhr, war durchaus befriedigend. Dank dem Respect vor den gefürchteten Baschadores, deren Reclamationen sofort ein energisches Einschreiten der Regierung bewirken, kann sich ein Europäer in der Gegend von

Tanger und überhaupt in Nordmarocco vollkommen sicher und frei bewegen und bedarf sogar nicht einmal der Begleitung durch einen Soldaten. Will er das Weichbild von Tanger verlassen, so muss er allerdings vorschriftsmässig einen Soldaten oder Mokhasni mitnehmen, der ihm für einen bestimmten Preis (5 Fres. für einen Reiter, 2 $\frac{1}{2}$  Fres. für einen Fussgänger), von dem Gouverneur gestellt wird. Derselbe dient gewissermassen als lebendiger Pass und hat ausserdem für Quartier und die nöthigste Nahrung zu sorgen; er haftet mit seinem Kopfe für die Sicherheit des ihm anvertrauten Fremden. Wer ohne einen solchen Begleiter in ein maroccanisches Dorf kommt, wird von dem Scheikh sofort in Verwahrung genommen und in höflichster Weise nach Tanger zurückgebracht; denn sollte ihm auf seiner Weiterreise etwas zustossen, so werden die Dörfer, welche ihn passiren liessen, verantwortlich gemacht. Nur auf dem öfter betretenen Wege von Tanger nach Tetuan braucht man keinen Mokhasni, wohl aber, wenn man von Tetuan nach Centa reiten will, da die Spanier niemand ohne die vorgeschriebene Begleitung über die Grenze lassen.

Herr Weber hat mehr als ein Menschenalter unter Arabern zugebracht und kennt sie gründlich; es war mir sehr interessant, dass meine durch meinen kurzen Aufenthalt gewonnenen Ideen in den meisten Punkten mit den seinigen übereinstimmten. Natürlich drehte sich unsere Unterhaltung vielfach um die Verhältnisse in Algerien und den Aufstand, über den man hier durch arabische Nachrichten genauer unterrichtet war als in Oran, wo man nur erfuhr was die Regierung mitzuthellen für gut fand. In den Berichten der Araber erschienen die französischen Siege in sehr zweifelhafter Beleuchtung, doch konnte keinem Zweifel unterliegen, dass es gelungen war, die Erhebung auf die Uled Sidi Scheikh zu beschränken und dass man diese über die maroccanische Grenze treiben würde, sobald die Herbstregen den Franzosen einen ernstlichen Vormarsch gestatteten. Mit grösster Aufmerksamkeit verfolgten die Araber die Nachrichten aus Tunis; ein ungeheures Gaudium bereitete ihnen das Vorgehen gegen die Kroumirs (oder Chrmrs, wie der Name eigentlich lautet), von denen man schon ganz im Beginn des Krieges wusste, dass sie ihre Wohnplätze verlassen hatten und mit ihren Heerden nach Süden entwichen waren, während die Franzosen ihre menschenleeren Berge umzingelten und durch Monate langes kunstgerechtes

Manoeuvriren die Räuber auf einen Punkt zusammenzudrängen suchten, bis sie sich endlich überzeugten, dass das so mühsam ausgeworfene und zusammengezogene Netz vollständig leer war. Herr Weber beurtheilt die Verhältnisse in Algerien natürlich mit dem Auge des Diplomaten, welcher nur den Machtzuwachs bedenkt, den Frankreich dadurch erhält. Wenn er diesen nicht für unbedeutend hält und den in Deutschland verbreiteten Irrthum nicht theilt, welcher den Besitz von Algerien als eine Gefahr und Last für Frankreich erscheinen lässt, so muss ich ihm unbedingt beistimmen. Frankreich hat Milliarden an Algerien gewandt, das ist wahr, aber diese Milliarden sind durchaus nicht zum Fenster hinaus geworfen, wie die radikale Partei in Frankreich meint. Noch erfordert Algerien eine grosse ständige Besatzung, aber bald wird die Armée territoriale stark genug sein, um bei zweckmässiger Organisation und verbesserten Verkehrsmitteln die Araber niederzuhalten und wenn die Besiedelung in gleicher Weise fortschreitet, wird bald genug die Besatzung verringert werden können. Ob aber Deutschland gut thun würde, auch einen Theil Nordafrikas zu besetzen, scheint mir sehr fraglich. In Tripolis und der Cyrenaica, die etwa zu erwerben wären, wird sich das Clima für den Deutschen sicherlich noch viel mörderischer erweisen, als in Algerien, und auch der Besitz von Nordmarocco, wo eine Ansiedelung vielleicht eher gedeihen würde, wäre schwerlich die Verwickelungen werth, welche seine Besetzung nach sich ziehen würde.

Die deutsche Residentur ist wie oben erwähnt im syrischen Styl erbaut; den Us-ud-Dar vertritt ein hoher gewölbter Saal, welcher reizend und stylvoll in der Art der Alhambra verziert ist, er macht seinem Erbauer, wie den maroccanischen Handwerkern, welche ihn ausführten, alle Ehre. Der Park, welcher das Wohnhaus umgibt ist die Schöpfung des schwedischen Consuls Ehrenheim, der das Terrain nach und nach zusammenkaufte und mit seltenen Gewächsen bepflanzte; er hat in Herrn Weber und seinen Schwestern sorgsame Pfleger gefunden. Kein grösserer Genuss, als unter seinen schattigen Bäumen die Mittagshitze zu verträumen und nach dem Meere und dem fernen Gibraltar hinüberzublicken. Ich bin leider nicht Botaniker genug, um die zahlreichen seltenen Bäume aufzuzählen; am meisten impouirte mir ein Drachenbaum, dessen Stamm mehrere

Fuss im Durchmesser hat; er muss wohl schon lange vor Herrn Ehrenheims Zeiten hier gestanden haben. Der Garten ist nicht zur Bewässerung eingerichtet, ein Beweis, wie viel feuchter der Sommer hier ist, als in Oran. Herr Weber gestattet den Zutritt zu seinem Garten, mit dem sicher kein zweiter in ganz Marocco rivalisiren kann, mit der grössten Liberalität; für die europäische Colonie in Tanger ist er ein beliebter Spazierplatz.

Mein würdiger Führer hatte mich mit grosser Geschicklichkeit bei jedem Gang durch andere Gässchen geführt, angeblich um mir die Stadt zu zeigen, in Wirklichkeit aber um mir die Orientirung zu erschweren und mir so unentbehrlich zu bleiben. Ich durchschaute das Manoeuvre schnell, merkte mir die Hauptgebäude und konnte so schon am zweiten Tage ihm erklären, dass ich seiner Begleitung nicht mehr bedürfe. Unsere Excursionen machten wir anfangs allein, später für weitere Touren nahmen wir einen Mauren mit, der etwas spanisch sprach, Hadsch Abd es Sselem mit Namen. Der Titel eines Hadsch (Pilger) ist in dem strenggläubigen Marocco ungleich häufiger, als in Algerien, besonders seit die frommen Pilger nicht mehr die beschwerliche und zeitraubende Wüstenwanderung zu machen brauchen, sondern durch die bequemen Messageriedampfer direct von Tanger nach Dschiddah am rothen Meer befördert werden. Jeder Maroccaner, welcher das geringe Fahrgeld erschwingen kann, macht nun die Pilgerfahrt, häufig in Begleitung seiner Frau, besonders wenn sich dieselbe in interessanten Umständen befindet, denn dann erhält der später erscheinende Weltbürger den Ehrentitel Hadsch, ohne dass er sich selbst darum zu bemühen braucht. Mit diesem Titel sind übrigens im Leben keinerlei Vorrechte verbunden, nur beim Begräbniss geniesst der Hadsch einer besonderen Auszeichnung.

Unser Hadsch war ein freundlicher Bursche, der schon mehr als Diener von Europäern gereist war; insonderheit hatte er im letzten Winter Herrn Colville\*) mit seiner jungen Frau von Marocco über Lella Marnia nach Tlemcen begleitet. Eine solche Tour ist, wenn man einen Ferman und eine Escorte vom Sultan hat, durchaus ungefährlich, sobald man sich im arabischen, dem Sultan wirklich unterworfenen Gebiete hält; kein Maroccaner, und sei er noch so fanatisch, wird es wagen dem Gaste seines

---

\*) Cfr. A ride in petticoats and slippers. London 1880.

Herrschers das geringste Leid zuzufügen. Nur in die Berge, die von Berbern (Schloa) bewohnt werden, kann man nicht eindringen, denn über diese ist die Autorität des Sultans nur eine nominelle und nicht im Stande, ihre angeborene Raublust und ihren wilden Fanatismus zu zügeln. Besonders gilt das vom Rif und von dem hohen Atlas, dem Lande der freien Amasirgh; aber auch die übrigen Berber stehen in einem viel lockereren Unterthanenverhältniss zum Sultan, als die Araber, welche in ihm immer den directen Nachkommen Muhameds und den einzig legitimen Herrscher der Gläubigen sehen. Diesen Umstand muss man bei der Beurtheilung der Verhältnisse in Marocco immer mit in Rechnung ziehen. Muhamed hat für seine Nachkommen gut gesorgt und die Ehrerbietung vor denselben jedem Gläubigen zur Pflicht gemacht. Der allgemein anerkannte Chef der Familie ist aber der Sultan von Marocco. — Bekanntlich hat Gerhard Rohlfs in seinen Reiseberichten aus Marocco den Scherif von Uësan als dieses Haupt der Familie des Propheten und als eine Art islamitischen Papstes dargestellt, dessen Einfluss den des Sultans weit überwiege. In Marocco wollte man davon nichts wissen; Herr Weber, welcher diesen Scherif, der übrigens vollständig wie ein Neger aussieht, persönlich kennt, sagte mir, die Darstellung, welche Rohlfs von seinem Einflusse gegeben, sei sehr übertrieben: er sei ein Scherif, wie andere auch, und verdanke seinen Ruhm nur dem Umstande, dass sein Grossvater ein grosser Heiliger gewesen sei. Schürfa — wie Scherif in der Mehrzahl lautet — gibt es in allen Ländern des Islam in Menge und ihre Zahl nimmt ständig zu, denn sobald eine Tochter aus einer Familie von Schürfa in eine andere heirathet, beansprucht auch diese Familie den Ehrentitel. So gibt es ganze Stämme von Schürfa, ja sogar unter den Berber machen manche Anspruch darauf, für Nachkommen des Propheten gehalten zu werden. Natürlich schliesst die Heiligkeit nicht aus, dass viele Schürfa sehr arm sind und mitunter selbst in den Dienst von Ungläubigen treten müssen; so hatte z. B. Herr Weber einen Reitknecht, welcher ein Scherif war, und wenn seine Schwester spazieren ritt, kamen die begegnenden Araber herbei, küssten dem Reitknecht den Steigbügel und baten um seinen Segen.

Von dem maurischen Familienleben kann man natürlich bei einem kurzen Aufenthalt gar nichts sehen; bei einem längeren

hätte meine Frau wohl einige Häuser besuchen können. So mussten wir uns begnügen, die weissgetünchten fensterlosen Mauern und die schweren Thüren mit den riesigen Klopfern von aussen zu betrachten. Diese Klopfer spielen hier eine andere Rolle wie sonstwo. Bei uns braucht man sie, um die Aufmerksamkeit der Hausbewohner zu erwecken; hier rufen die Hausbewohner mit ihnen die Bäckerburschen und andere Lebensmittelverkäufer herbei und entwickeln dabei eine Ausdauer, die man bewundern muss, die aber, wenn man in der Nähe wohnt, schliesslich lästig wird.

Es waren besonders zwei grössere Excursionen, welche wir mit unserem Hadsch machten. Die eine galt dem internationalen Leuchthurm auf dem Cap Spartel, der nordwestlichen Spitze Afrikas. An dieser felsenumgürteten Spitze hat manches gute Schiff sein Ende gefunden, wenn es in dunkler Sturmnacht den Eingang in die Strasse von Gibraltar suchte und durch die Strömung zu weit südöstlich getrieben wurde. Die seefahrenden Nationen traten deshalb wegen Errichtung eines Leuchthurmes mit Marocco in Unterhandlung und der Sultan erklärte sich bereit, hier und an einigen anderen Küstenpunkten Leuchthürme zu errichten, deren Anrüstung und Unterhaltung einer internationalen europäischen Commission überwiesen wurde. Nach dem Leuchthurm auf dem Cap Spartel führt von Tanger aus ein gut unterhaltener, stellenweise sogar mit Brücken versehener Weg, jedenfalls der einzige in seiner Art in Marocco; man kann ihn bequem reiten und der Ausflug wird darum gewöhnlich auch zu Pferde gemacht, wir gingen aber, da wir sammeln wollten, natürlich zu Fuss, obschon die Entfernung über drei Stunden beträgt. Der Weg führt über die Friedhöfe, an einem reizenden Schlösschen vorbei, welches sich eben ein durch Tabaksschmuggel reich gewordener Scorpion erbauen lässt, und dann an kahlen Schieferbergen hinab in das Thal eines kleinen Baches, des Rio de los Indios, welcher sich westlich von Tanger ins Meer ergiesst. Man überschreitet denselben zweimal auf Steinen, dann zum dritten Male auf einer hübschen Brücke, und ersteigt dann einen üppig grünen Sandsteinrücken, an welchem eine Anzahl der Consuln und auch einige eingeborene, aber unter fremder Protektion stehende Juden ihre Landhäuser haben. Am Weg stehen die Trümmer einer römischen Wasserleitung, auch Reste einer Römerbrücke sind noch sichtbar. Zwischen den Hecken führte der gepflasterte Weg steil aufwärts;



er ist so steil, dass man kaum begreift, wie man hinauf und hinab reiten könne. Oben am Rande der Gärten begann leider der uns so wohl bekannte afrikanische Buschwald, niederes Gestrüpp von blühenden Erika, Ciströschchen und Goldregen, mit seinen verschiedenfarbigen Blüten einen recht erfreulichen Anblick bietend, aber für uns hoffnungslos. Wir mussten eine ziemlich beträchtliche Höhe ersteigen, von der aus wir einen prächtigen Blick auf Tanger und weit über Nordmarocco hatten, ein ziemlich bebautes Hügelland, durch seine Formen überall nur Sand und Schiefer anzeigend. Der gut unterhaltene Weg läuft auf der Höhe weiter, keine Menschenspur ist ringsum zu erblicken. Bald kam auch der atlantische Ocean in Sicht und wir konnten seine Küste bis nach Larasch (el Arisch) hin übersehen. Auch Felsen traten auf; aber es waren Sandfelsen, vom Regen völlig glatt polirt; dann ging es ziemlich steil hinunter gegen die Meeresküste hin. Hier war der Boden anders; aus dem Abhänge rieselten überall Quellen und bildeten kleine, von üppiger Vegetation erfüllte Thälchen, über denen sich steile Felsenwände erheben. Mit den Menschen fehlen hier auch die Ziegen und so konnte ein förmlicher Wald sich entwickeln. Der Weg zog sich aber sehr in die Länge und es war schon Mittag vorüber, als wir endlich um eine scharfe Ecke biegend den Leuchthurm unmittelbar vor uns erblickten.

Hier auf der Ecke stürmte es aber so furchtbar, dass wir kaum die Thüre öffnen konnten, welche in das Wirthschaftsgebäude hineinführt. Im Hofe fließt ein frischer Röhrenbrunnen; als wir uns ihm näherten, um zu trinken, trat ein hübsches Mädchen, dem Ansehen nach eine ächte Spanierin, auf uns zu und lud uns ein, in ein kühles, marmorgetäfeltes Zimmer einzutreten. Sie sprach spanisch, als sie uns aber deutsch sprechen hörte, begrüßte sie uns in allerdings etwas gebrochenem Deutsch als Landsleute ihres Vaters, den sie dann auch alsbald aus seiner Tischlerwerkstätte heraus holte. Er war ein Deutschböhme, der nach langen Irrfahrten hier Ruhe gefunden hat. Er ist als Tischlergeselle nach Spanien gekommen und eine Zeit mit dem Herrn Du Fay und dem Maler Fritz Bamberger als Dolmetsch gereist; dann hat er eine schöne Tarifanerin geheirathet und sich schliesslich in Tanger niedergelassen, wo er als Tischler arbeitete, bis ihm die Stelle als Aufseher des Leuchthurms übertragen wurde. Er bewillkommnete die Landsleute sehr freundlich

und holte als ächter Deutscher schleunigst eine Flasche Bier herbei, die wir zusammen leerten. Dann zeigte er mir eine Anzahl Naturalien, welche er in der Umgegend gesammelt, und eine sehr reichhaltige Collection römischer Münzen, welche er während seines Aufenthaltes in Tanger nach und nach zusammengebracht. Dann führte er mich, während meine Frau von dem anstrengenden Gange ausruhte, auf den Leuchthurm. Derselbe erhebt sich auf einem vorspringenden Felsen, zwar nicht auf der höchsten Zinne des Caps, aber doch hoch genug über dem Meere, um weithin sichtbar zu sein; er ist aus festem Sandstein erbaut, im Innern ist der Boden mit farbigem Marmor belegt, eine bequeme Treppe führt aufwärts bis zu der gleichfalls marmorgetäfelten Wächterkammer, von der aus man auf einer eisernen Leiter in die eigentliche Laterne gelangt. Das Licht, nach den neuesten Methoden construiert, ist ein stehendes. Von der Gallerie aus, die wir aber des furchtbaren Sturmes wegen nur auf der Leeseite betreten konnten, hat man eine prächtige Aussicht über das Meer; verschiedene Schiffe, welche bei dem Winde nicht in die Strasse einlaufen konnten, hatten im Schutze des Caps beigelegt oder kreuzten vor dem Eingang der Meerenge, besseres Wetter erwartend. Die ganze Küste war öde, nur unmittelbar am Thurme sind ein paar Gemüsegärten angelegt, welche von dem Abfluss des Brunnens bewässert den Aufsehern und der maroccanischen Truppe, welche den Leuchthurm bewacht, das nöthige Gemüse liefern.

Gerne hätten wir noch die interessanten Höhlen besucht, welche sich etwa eine Stunde südlich vom Leuchthurm befinden, und gleichzeitig seit uralten Zeiten als Steinbrüche dienen, welche für Nordmarocco die Mühlsteine für die Handmühlen liefern, aber es war schon ziemlich spät geworden und wir mussten, wenn wir nicht von der Nacht überfallen werden wollten, an den Heimweg denken. Von unserem freundlichen Landsmann acquirirten wir noch ein paar Stöcke aus Korkeichenholz, mit deren Verfertigung er sich in seinen Musestunden beschäftigt, dann kehrten wir auf demselben Wege, auf dem wir gekommen, nach Tanger zurück, das wir ohne weitere Abenteuer, leider auch ohne weitere Ausbeute erreichten.

Eine andere grössere Excursion galt den Höhen, welche sich jenseits der Dünen östlich der Stadt an der Strasse nach Tetuan erheben. Dem äusserst interessanten Dünengebiet, welches

wir von unserem Fenster aus sehen konnten, hatten wir schon früher einen Besuch gemacht; es bildet eine breite Zone Flugsandes, welche nach dem Meere steil und hoch abfällt; bei Fluth bespülen die Wellen unmittelbar den Fuss der Dünen, bei Ebbe bleibt ein breiter flacher Sandstrand, welcher im Sommer als Badestrand dient. Ueber diesen Strand führt die Strasse nach Tetuan; sie ist darum bei Fluth unpassirbar und man muss sich dann durch die Sandhügel seinen Weg nach dem Landthore suchen. Wir kletterten bei unserer ersten Excursion, die wir ohne Führer unternahmen, den steilen Abhang hinauf zum Ergötzen der Araber, die diese unnöthige Anstrengung gar nicht begreifen konnten. Oben fanden wir zu unserer Ueberraschung ausgedehnte Weinberge, allerdings schlecht gehalten, aber es waren doch Weinberge, die ich im Bereich des Islam nicht gesucht hätte. Die Reben werden freilich nicht des Weins, sondern nur der Trauben wegen gepflanzt; nur die Juden sollen aus den getrockneten Beeren eine Art Wein bereiten. Von einem Beschneiden und Aufbinden der Reben ist natürlich keine Rede, sie krochen auf dem Boden dahin und die im glühenden Sande liegenden Trauben, deren Grösse und Schönheit nichts zu wünschen übrig liess, begannen schon durchscheinend zu werden; es war die in Südspanien gewöhnliche, bei uns als Almeriatraube bekannte Varietät. Im Alterthum war die *Mauritania tingitana* ihres Weines und ihrer köstlichen Trauben wegen berühmt; Plinius erzählt, dass bei Tingis die Trauben eine Elle lang würden. Erst nach der Eroberung Nordafrikas durch den Araber wurden auf Befehl der strenggläubigen Ommeyaden sämtliche Weinberge zerstört und damit der Wohlstand der Gegend vernichtet. Käme Marocco wieder in europäische Hände, so könnte hier schnell wieder ein Weinland entstehen, das mit Jeres und Malaga wetteifern würde. Wir vertieften uns in die Dünen und verwickelten uns immer tiefer zwischen die Aloe- und Cactusbecken, welche die einzelnen Weinberge von einander schieden. Nach und nach wurde der Boden feuchter; hier und da standen Lachen süssen Wassers im Sande und an den Aloebältern sassen oft zu Dutzenden junge glänzend grüne Laubfrösche, wie wir sie auch schon bei Algesiras und Tarifa gefunden. — Wo sich die Dünen nach dem Bette eines Nebenflusses des Souani, dessen Name ich nicht erkundet habe, senken, gehen sie in Gärten über, welche zwischen hohen

Rohrzäunen ein Labyrinth bildeten, in dem wir uns rasch verirren. Ein paar konnten wir inwendig sehen, sie enthielten an Obstbäumen fast nur verwilderte Granaten; andere anscheinend sorgsamer gepflegte waren hermetisch gegen die Aussenwelt abgeschlossen. Mit Mühe gelangten wir endlich auf einen Pfad und wieder zurück auf die Hauptstrasse; zu sammeln waren zwischen den Hecken nur einige todte *Helix Tarnieri Morel*.

Bei der zweiten Excursion führte uns unser Hadsch auf einem andern Wege näher dem Meere zu durch die Gärten und über den oben erwähnten Bach hinüber, an dessen lehmigem Ufer sich Cicindelen in Menge herumtrieben. Jenseits auf dem kahlen Schieferboden machten wir keine sonderliche Ernte, ebensowenig am Souani, der hier schon brackisch ist und zahlreich kleine Austern enthält, die als sehr gut gerühmt werden. Ueber ihn führt eine hübsche Brücke, deren Grundmauern römisch zu sein scheinen. In dem einen Landpfeiler befindet sich ein Brunnen mit recht gutem Wasser, an dem wir uns erlabten. Dann führte uns der Hadsch zu einer Hauptmerkwürdigkeit, dem Garten des Sultans. Derselbe liegt mitten in den Dünen und verdankt seine Existenz einer Laune eines Sultans, ähnlich wie sie Musäus in seinem Märchen vom Grafen von Gleichen berichtet. Der Garten muss einmal schön gewesen sein und ist offenbar von einem Franzosen angelegt; die schnurgeraden Wege sind überall mit Obst bepflanzt gewesen, ein paar grosse Reservoirs sorgten für genügende Bewässerung, aber der Sultan scheint schnell die Freude daran verloren zu haben und heute bietet der Garten ein Bild der Verwilderung. Nur die Birnbäume haben sich erhalten und standen noch vielfach mit Früchten beladen, zum Theil offenbar gute französische Sorten, die Aepfel kümmernten, von Steinobst waren nur wenige Ueberreste vorhanden. Auch die Orangen waren in schlechtem Zustand, ihnen fehlte die Bewässerung, denn die Reservoirs lagen trocken und ausser einem einzigen Wächter, der ein kleines Backschisch verlangte, war in dem viele Morgen grossen Garten keine Menschenseele zu sehen. Wir waren durch eine verrammelte Hinterthüre fast mit Gewalt eingebrochen, verliessen aber den Garten durch ein prächtiges Hufeisenportal, das freilich direct in den pfadlosen Dünen sand mündete. Die Dünen haben auf dieser Seite offenbar in neuerer Zeit sehr an Terrain gewonnen; auch an der Manier des Gartens thürmte sich der Sand

auf und in nicht allzulanger Zeit wird er wohl die ganze Herrlichkeit begraben haben.

Als wir an den Strand kamen, war Springfluth und die Wellen gingen so weit herauf, dass wir am steilen Abhang der Dünen uns unseren Weg suchen mussten. Dicht vor der Stadt war aber auch das unmöglich und wir mussten warten; zum Glück hatte der beginnenden Badesaison wegen ein speculativer Spanier hier ein Vantorillo errichtet, wo wir Wasser und Wein fanden, während unser Hadsch sich mit Kaffee erquickte. Endlich dauerte es uns aber doch zu lange und wir suchten uns einen Weg durch die Dünen und durch ein anderes Thor in die Stadt.

Dicht am Wege ist, wie schon erwähnt, der Badestrand; mir war er denn doch zu öffentlich und obendrein nicht sonderlich einladend, denn jede Welle wühlte die vermodernden Tangreste auf und verwandelte das klare Meerwasser in eine schwarze Brühe. Ich ging darum lieber mit einem jungen amerikanischen Bildhauer, welcher auch in unsrem Hôtel wohnte, nach dem Felsen hinter der Dogana, wo allerdings keine Hütten zum Auskleiden sind, man aber dafür zwischen den Steinblöcken prächtige natürliche Badewannen findet. Hier ist ein wahrer botanischer Garten für Seepflanzen; zwischen den Tangen bedecken auch Actinien, Polypen und andere niedere Thiere die Steine und auch an Mollusken war hier mehr zu finden, als sonst am Strande. Leider lernte ich den Platz erst am letzten Tage kennen und konnte ihn nicht mehr ausbeuten, denn die heisse Zeit nahte und es hiess eilen, wenn ich nicht nur in Tetuan, sondern auch in Südandalusien noch sammeln wollte.

Es hiess nun Reitthiere besorgen, denn von einer Fahrstrasse nach Tetuan ist natürlich keine Rede. Der redliche Simon zeigte sich in seiner ganzen Glorie, er verlangte für vier Thiere, welche nach seiner Behauptung unbedingt nöthig seien, nur 85 Franken, natürlich exclusive des Honorars für seine eigene werthe Person und des Bakschisch. Das war mir denn doch zu arg und ich erklärte ihm, dass ich ihn überhaupt nicht mitnehmen und nur zwei Thiere miethen würde; einen Soldaten als Begleiter würde mir Herr Weber schon besorgen. Das wirkte, Herr Simon zog andere Saiten auf und erbot sich, mir zwei Thiere zu 5 Fres. täglich zu besorgen. Das scheint billig, aber man muss für jedes Thier

die Miethe für drei Tage bezahlen, weil sie einen Tag in Tetuan rasten müssen und nicht auf Rückfracht rechnen können. Der Maulthiertreiber sollte spanisch verstehen, ich brauchte also keinen Dragoman, und da mir Herr Weber sagte, dass auf dieser viel begangenen Strecke auch kein Soldat nöthig sei, entschloss ich mich, mit dem Treiber allein zu reiten.

In aller Eile kauften wir noch eine Anzahl Producte der maroccanischen Industrie ein, einige Bronzeteller mit zierlichen eingeschlagenen Mustern, eine Anzahl bunter Bastkörbchen, einen der riesigen Beduinenstrohhüte, Proben einheimischer Töpferkunst, Espartomatten u. dgl. und packten sie in eine Kiste, welche Herr Jochenson, ein in Tanger etablirter Hamburger, mit einem deutschen Dampfer nach Hause zu spediren sich erbot, dann verabschiedeten wir uns bei der Familie Weber und gingen ins Hôtel, um uns für den morgigen Ritt tüchtig auszuschlafen.

Am Abend war uns aber noch ein musikalischer Genuss beschieden, so ziemlich der einzige auf der ganzen Reise. Als wir beim Abendessen sassen, erklangen hinter der spanischen Wand, welche den Tisch umgab, plötzlich die Töne einer Geige und einer Harfe; am ersten Strich erkannte man die Italiener, und richtig, es waren Neapolitaner. Sie machten keine schlechten Geschäfte, denn auch unsere englischen Hôtelgenossen fanden Freude an den neapolitanischen Volkswesen und »Santa Lucia« und »Addio bella Napoli« erklangen bis spät am Abend. Solche fahrenden Musikanten findet man überall am Mittelmeer und sie stammen fast ausnahmslos aus San Germano bei Neapel; sie machen aber unter den Arabern keine glänzenden Geschäfte. Besser schien ein Bärenführer zu reussiren, den ich mehrfach in der Stadt sah, immer von einer dichten Menge umdrängt, ein ächter Abruzzese mit Dudelsack und Pfeife. Wahrscheinlich gehörte er aber mit den Musikern zu einer Gesellschaft, welche sich zur Ausbeutung der westlichen Mittelmeerküsten vereinigt hatte.

Tanger ist als Handelsstadt von nicht geringer Bedeutung trotz der schlechten Verbindungswege mit dem Inneren; es befinden sich hier mehrere fremde Importhäuser, darunter auch ein deutsches, welches recht gute Geschäfte zu machen scheint. Die Handelsformen sind aber in mancher Beziehung sehr verschieden von den unseren. Wie in allen arabischen Ländern wird der Händler nur selten eine bestimmte Forderung machen; er wartet

das Gebot des Käufers ab und fragt ruhig: Was gibst du mir für meine Waare? Man muss sich darum, ehe man etwas kauft, genau nach dem üblichen Preis erkundigen. Eine Menge Waaren werden aber in sehr eigenthümlicher Weise versteigert. Als ich zum ersten Mal über den Bazar ging, kam ein Mann daher geritten, der von Zeit zu Zeit anhielt und etwas ausrief; auf meine Frage belehrte mich Simon, dass derselbe das Pferd verkaufen wolle und nun umherreite und überall ausrufe: Soviel ist mir für das Pferd geboten worden, wer bietet mehr? — In derselben Weise werden alle möglichen Waaren, namentlich auch die geschätzten Teppiche, ausboten; bietet man darauf, so erhält man nicht gleich Antwort, sondern der Verkäufer geht weiter und sucht, ob Niemand mehr bietet; findet er aber keinen Mehrbietenden, so kommt er, manchmal erst nach einem halben Tage, zurück und bringt die Waare. — Teppiche, Bronceteller, Schuhwaaren, bunte Espartomatten aus Rabat und einige Arten Thongefässe sind die maroccanischen Gegenstände, die man im Bazar von Tanger findet; sonst herrschen schlechte billige europäische Waaren vor.

Von Tanger aus wird ein ziemlich ausgedehnter Hausirhandel nach dem Innern betrieben und dadurch den Maroccanern oft seltsames Zeug aufgehängt. So wurde zur Zeit meines Aufenthaltes ein erhebliches Geschäft gemacht mit der bekannten physicalischen Spielerei, dem *diable captif*, luftleeren, halb mit Wasser gefüllten Gläsern, in denen das Wasser durch die Blutwärme zum Sieden gebracht wird und dann ein Männchen in die Höhe hebt. Die Hausirer machten den Arabern plausibel, dass man daraus den Grad der Gesundheit des Betreffenden erkennen könne und fanden lebhafte Absatz. Auch Schmucksachen werden sehr viel ins Innere gebracht.

Einen Besuch werth ist der Soko oder Suk, der arabische Markt, welcher dreimal wöchentlich auf dem wüsten Platz unmittelbar vor dem deutschen Generalconsulat abgehalten wird. Schon am Abend beginnt dort reges Treiben; von weiter her treffen Beduinentrupps ein, die Männer beritten voran, die schwer beladenen Frauen zu Fuss hinterdrein; sie schlagen auf dem Marktplatz selbst ihr Lager auf; auch das Zelt für den Kadi, welcher Streitigkeiten zu schlichten hat, wird errichtet; die ganze Nacht hindurch dauert der Zuzug fort. Kommt man am Morgen, so wimmelt der grosse Platz von Arabern und namentlich Araberinnen. Zu tausenden sitzen sie da, ziemlich in Reihen geordnet, jede von

dem breitrandigen, tief in den Kopf gedrückten Beduinenstrohhut beschattet, so dass man von hinten nichts sieht als eine unübersehbare Fläche riesiger Strohhüte. Was sie zu Markte bringen, ist freilich wenig genug; die eine hat ein paar Eier, die andere ein Töpfchen mit Milch, die dritte etwas Butter, die vierte ein Stück Geflügel, wieder andere bringen eine kleine Last Holz auf den Markt oder einen Arm voll Futter, auch wohl ein Lamm oder ein Zicklein, seltener Grossvieh und Pferde. Auch Gemüse fehlen nicht, besonders Bohnen, und, was mir namentlich auffiel, ganze Haufen von Distelköpfen, gewissermassen wilde Artischocken. — Auch Schnecken wurden in ziemlicher Anzahl zu Markt gebracht; für den Araber fing die Saison des Schneckenessens, die in Spanien und Oran schon einige Wochen vorüber war, erst an; der Araber isst die Schnecke erst, wenn sie sich in ihr Haus zurückgezogen und die Mündung mit einem Sommerdeckel verschlossen hat. Unter denselben sind dann allerdings immer eine Menge schon abgestorbener, faulender Exemplare, aber vielleicht macht gerade das das Essen pikant.

Das Einkaufen hat seine Schwierigkeiten; die Beduinendamen haben meistens nicht viel Rechnen gelernt und sind ungeheuer misstrauisch; jedes Dorf hat darum auf dem Soko seinen Vertrauensmann, natürlich einen Juden, welcher bei jedem Geschäft herbeigeholt wird, den Handel begutachtet und das Geld zählt; er genießt trotz der Verachtung des Muhamedaners gegen den Juden bei seinen Kunden unbedingtes Vertrauen. — Spanisches Kupfergeld wird in Marocco nicht genommen, während Peseten und Duros das einzige kursirende Silbergeld sind. Der Fremde muss sich darum maroccanische Scheidemünze bei den jüdischen Wechsellern, welche am Thore sitzen, einwechseln. Es sind gegossene Stücke von der Grösse eines Sous, aber aus sehr schlechtem Metall; sie tragen das Siegel Salomonis und die Jahreszahl, wie viel oder richtiger wie wenig sie gelten, habe ich nie recht herausbringen können; für eine halbe Peseta bekommt man eine ganze Handvoll und man begreift, warum die Araber stets so riesige lederne Geldtaschen unter ihrem Schellab tragen. Maroccanische Gold- und Silbermünzen sollen existiren, Bontki, etwa  $8\frac{1}{2}$  Mark werth, Metjal =  $\frac{1}{4}$  Bontki, und Onza oder Derham = 10.—12 Pfg., ich habe sie aber niemals zu Gesicht bekommen.

Jeder Araber bringt seine paar Kleinigkeiten selbst zum



Markt; er hat ja nicht viel zu versäumen und bringt seine Zeit nicht in Anschlag. Um irgend eine kleine Quantität von Lebensmitteln zusammenzubringen, muss man mit einer ganzen Anzahl Verkäuferinnen verhandeln, was natürlich für die Europäer äusserst unangenehm ist. Abhilfe ist aber nicht zu schaffen und besonders ist es fast unmöglich, sie zu bewegen, ein Haus regelmässig mit Milch, Eiern u. dgl. zu versorgen; sie fürchten sich immer, betrogen zu werden und setzen sich lieber auf den Soko, und haben sie es endlich einmal begriffen und regelmässige Lieferung versprochen, so ist an ein Halten ihres Versprechens auf längere Zeit nicht zu denken.

Die Frauen sind durchaus nicht hässlich, meist kleine aber zierliche Gestalten; es fällt ihnen nicht im Entferntesten ein, sich so ängstlich zu verschleiern, wie in Algerien. Auf dem Markte sitzen sie ohne Schleier und gar oft kamen draussen bei unseren Exeursionen Trupps von Frauen ganz zutraulich herbei und versuchten mit meiner Frau ein Gespräch anzuknüpfen, was aber beim gänzlichen Mangel eines Verständigungsmittels natürlich nicht gelang. Auch die Männer benahmen sich immer freundlich und niemals sind wir einer Beleidigung ausgesetzt gewesen, ob schon wir häufig allein draussen umherstreiften.

Tanger ist das alte Tingis, die Stadt des Antäus, die Hauptstadt der Mauritania tingitana; römische Ueberreste sind an einigen Stellen eine Stunde von der heutigen Stadt noch vorhanden. Es blieb immer eine wichtige Stadt bis es 1485 von den Portugiesen erobert wurde, welche es auch behaupteten, nachdem 1575 der König Dom Sebastian bei Kasr el Kebir gefallen war. Als Mitgift der Katharina von Braganza kam es 1662 an Karl II. von England, aber dieser fand die Unterhaltungskosten zu hoch und zog 1684 seine Besatzung zurück. Seitdem ist es Haupthafen für Marocco und Hauptstadt der Provinz Haabat. 1844 wurde es von den Franzosen bombardirt und dann dort der Friede abgeschlossen. Eine Batterie, unter englischer Aufsicht gebaut, soll die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse verhüten, wird aber dazu schwerlich im Stande sein. — Die Einwohnerzahl des heutigen Tanger wird verschieden, zwischen 10—25000 angegeben, letztere Zahl ist zweifellos zu hoch für den engen Raum der Ringmauer. Christen mögen über 1000 da wohnen, hauptsächlich Spanier und Scorpione (in Gibraltar ge-

borene Spanier); im Handel dominiren natürlich die Engländer, doch ist, seit die Hamburger Dampfer Tanger regelmässig anlaufen, auch der Import aus Deutschland erheblich gewachsen und deutsche Gewebe und Seidenwaaren machen den englischen Concurrenz. Die Zahl der Juden wird von der Alliance israelite auf 8000 angegeben. Seit 1804 unterhält die Alliance dort eine Schule, welche gegenwärtig 8 Lehrer und 436 Schüler zählt und eine Ausgabe von ca. 12,000 Mark jährlich verursacht. Von dem Gesammthandel Maroccos, welcher sich in Einfuhr und Ausfuhr auf ca. 35 Mill Franken beläuft, kommt über ein Drittel auf Tanger.

Tanger wird vielfach als klimatischer Kurort für Brustkranke empfohlen und in der That lässt das Klima nichts zu wünschen übrig; die Luft ist immer angenehm feucht und Staub und Hitze werden nicht lästig. Die Hôtels bieten genügenden Comfort zu civilen Preisen und der Mangel an Promenaden und Unterhaltungsanstalten wird reichlich aufgewogen durch den Reiz des fremdartigen Lebens, welches einen in Tanger auf Schritt und Tritt umgibt. Für Kranke im ersten Stadium wäre darum vielleicht Tanger eine ganz passende Ueberwinterungsstation. Nur ist dabei zu berücksichtigen, dass ein tüchtiger europäischer Arzt in Tanger nicht vorhanden ist.

## Elftes Capitel.

### Tetuan.

Der vierzehnte Juni war bestimmt zum Ritt nach dem heiligen Tetawin, der Maurenstadt par excellence. Fast unberührt vom europäischen Einfluss hat diese Stadt bis in die neueste Zeit im Anfang des Rif gelegen, ihrer fanatischen Bewohner wegen von den Europäern gemieden, nur dann und wann von einem Touristen besucht, welcher unter dem Schutze eines Mokhasni den Ritt dorthin wagte. Die Einwohner, vielfach aus Granada vertriebene Mauren, hatten sich rein erhalten von Vermischung mit Fremden, sie hatten die Traditionen aus Granada bewahrt, aber auch den Gewerbfleiß und die Emsigkeit der spanischen Mauren und es ist ihnen in der That gelungen, dem allgemeinen Niedergang Maroccos

gegenüber ihrer Stadt einen gewissen Wohlstand zu erhalten. Erst seit in dem spanisch-maroccanischen Krieg O'Donnell die Stadt eroberte und ein grosses Entsatzheer in der Nähe vernichtend schlug hat sich die Bevölkerung dazu verstehen müssen, einen Christen, einen spanischen Consul in ihre Mauern aufzunehmen, und unter dessen Schutz haben sich nach und nach einige Hundert meist bettelarmer Spanier eingenistet. Der Fanatismus hat seit dem empfangenen Schlage erheblich abgenommen und heute kann der Fremde sich überall in den Strassen der heiligen Stadt bewegen, ohne eine ernstliche Belästigung befürchten zu müssen.

Von Tanger aus ist es freilich eine ziemlich austrenkende Tour und wer länger in Gibraltar bleibt, thut besser, abzuwarten, bis der kleine Dampfer Jackal einmal nach der Marine von Tetuan fährt, was aber zur Zeit uuserer Anwesenheit wenigstens noch nur sehr unpünktlich geschah. Die Entfernung von Tanger aus wird gewöhnlich zu 10—11 Stunden angegeben, und es mag sein, dass man sie mit guten Reitpferden in dieser Zeit machen kann. Mit Packpferden aber, wie man sie zu miethen bekommt, braucht man mindestens 14 Stunden und kann also nur im hohen Sommer die Tour in einem Tage machen, denn Tetuan gilt noch als Festung und die Thore werden unweigerlich kurz nach Sonnenuntergang geschlossen. Auf der ganzen Strecke ist kein Dorf, nur ein Karavanserai, in welchem aber für civilisirte Menschen kein Quartier zu finden ist; man muss also eventuell ein Zelt mitnehmen, was die ohnehin nicht billige Tour noch erheblich vertheuert.

Im Juni freilich waren die Tage lang genug; auch glaubte ich Simons Betheuerungen, dass wir die Strecke in zehn Stunden reiten würden, und so entschlossen wir uns, ganz früh aufzubrechen. Merkwürdiger Weise hielten auch die Araber Wort und schon um fünf Uhr Morgens stampften die Thiere unter unserem Fenster auf dem Pflaster. Für meine Frau hätte Simon eine Art Sessel herbeigeschafft, welcher auf einen Packsattel geschnallt wurde und einen ganz leidlichen Sitz abgegeben hatte, wenn er nicht immer gerutscht wäre; ich sah mich darum genöthigt, einen jungen Araber, welcher »zufällig« da war und auch nach Tetuan wollte, zu engagiren, damit er neben dem Maulthier herging und den Sessel hielt. Für mich war ein Pferd vorhanden, allerdings

kein arabischer Renner, den ich auch bei meinen nichts weniger als glänzenden Kenntnissen in der edlen Reitkunst kaum hätte brauchen können, sondern ein alter etwas steifer, aber noch ganz passabel aussehender Fuchs. Leider hatte er schon eine längere Carrière als Lastthier hinter sich und war mit der Zeit gegen gewöhnliche Liebkosungen, wie Schläge und Fusstritte, erheblich abgehärtet worden. Eine Stelle, wo er sterblich war, hatte er freilich, wie alle seine Collegen, und wenn ich ihm mit dem spitzen Ende meines Stockes in die wundgehaltene Stelle zwischen den Schulterblättern stachelte, ging er auch für einen Augenblick schneller. Wiederholte ich aber das Experiment ein paar Mal hinter einander, so drehte er sich herum, schnappte nach meinem Fusse und warf mir einen Blick zu, als wollte er sagen: Das verbitte ich mir. Im Uebrigen war er ein gutes Thier, das ruhig und sicher seines Weges ging, und da von Trabreiten auf der maroccanischen Heerstrasse ohnehin keine Rede sein kann, kamen wir schliesslich ganz gut mit einander aus.

Ausserdem hatten wir für unser geringes Gepäck doch noch ein Maulthier miethen müssen, auf dem auch der Treiber zeitweise ritt.

Punkt sechs waren wir am Thore, das die Wache gegen ein kleines Bakschisch öffnete. Draussen schnallte unser Treiber zum Zeichen, dass er heute den Mokhasni zu spielen habe, einen riesigen Pallasch in eiserner Messingscheide um, Simon erpresste in aller Eile noch verschiedene Duros für angeblich geleistete Dienste, und hinaus ging es, dem Meere entlang und durch die Dünen, auf uns bekanntem Wege bis zum Souani, über den eine gut erhaltene Brücke führt. Bis dorthin hatte man noch von einem Wege sprechen können; dann begann ein schmaler Saumpfad durch ein hügeliges Land, welches theils mit Gerstenfeldern, auf denen eben die Ernte anfang, bedeckt war, zum weitaus grösseren Theile aber wüst lag und stattlichen Rinderheerden zur Weide diente. Hier ist das grosse Magazin, welches Gibraltar mit frischem Beef versieht. Nach wenigen Stunden aber verschwanden alle Spuren des Anbaues, so fruchtbar auch das Land war, menschliche Wohnungen waren nirgends zu entdecken. Es soll das freilich an allen maroccanischen Strassen so sein; der Araber sucht sich für seine Ansiedelungen die abgelegensten Winkel aus, um den ewigen schauerhaften Erpressungen zu entgehen, welche sich nicht nur die einheimischen Beamten und Militärpersonen, sondern nach

den mir gewordenen zuverlässigen Mittheilungen auch die Dragomans und andere Beamte verschiedener fremder Gesandtschaften bei Reisen zu Schulden kommen lassen. Es ist mit dem Reisen in diesen Ländern nämlich eine eigenthümliche Sache: zu kaufen ist von den Arabern nur schwer, ausser auf dem Suk, dem regelmässigen Wochenmarkt: Proviant kann man in dem heissen Klima auch nicht für längere Zeit mit sich führen, und so hat sich denn seit uralter Zeit die Sitte eingebürgert, dass die Bewohner der Ortschaften in deren Nähe die Karawane eines Beamten, eines Baschador oder auch nur eines mit einem Ferman des Sultans versehenen Reisenden lagert, alle Bedürfnisse für Menschen und Pferde liefern müssen; dafür sollen sie entweder steuerfrei sein oder eine Entschädigung seitens der Regierung erhalten. Diese Einrichtung ist absolut nöthig, sie wird aber leider zu den schwersten Erpressungen missbraucht. Der Begriff der Muna, d. h. der zu liefernden Bedürfnisse, ist nicht streng umgrenzt, weder was Quantität noch was Qualität anbelangt; der ärgsten Willkühr ist Thür und Thor geöffnet. Es wird von den armen Dorfwohnern sogar verlangt, dass sie Luxusartikel, welche sie selbst kaufen müssen, wie Thee, Zucker und Lichter, liefern und so ist die Muna nach und nach zu einer wahren Geissel für die an den Hauptstrassen gelegenen Dörfer geworden. Die fremden Gesandten haben vergeblich versucht, dem Unwesen zu steuern; sie sind den sie begleitenden maroccanischen Beamten und nicht selten sogar ihren eigenen Untergebenen gegenüber machtlos. Bezahlen sie dem Scheich die Muna, so können sie sicher sein, dass alsbald nach ihrem Abzug demselben das Geld wieder abgenommen wird und er wohl noch obendrein die Bastonade bekommt. Herr Weber, mit dem ich viel über diesen Punct sprach, hatte der Regierung vorgeschlagen, sie möge wenigstens auf den am meisten begangenen Strassen von Tanger nach Marocco und Fes an den Halteplätzen, Märkte für die betreffenden Tage, an denen Karavane durchkommen, bestimmen, damit diese sich mit Lebensmitteln versorgen könnten, aber den maroccanischen Beamten eilt es natürlich nicht mit der Beseitigung einer Einrichtung, bei welcher sie selbst sich ausgezeichnet stehen. Sie ist übrigens nur ein kleines Glied in der Kette der elenden Misregierung, unter welcher diese fruchtbaren Länder seufzen; Besserung kann hier nur die Besitznahme durch eine europäische Macht bewirken.

Man hatte uns in Tanger viel von den Schrecken und Gefahren des Weges und von grossartiger Gebirgsnatur, Abgründen u. dgl. erzählt, aber umsonst spähnten wir darnach. Der Weg war allerdings nicht glänzend, aber für einen Maulthierpfad nicht gerade schlecht. Stunde um Stunde ritten wir durch ein flaches Hügelland, einem fast versiegten Bache entlang; immer noch wollte el Fondak, das Karavanserai in der Mitte des Weges, sich nicht zeigen. Um elf hatten wir anlangen sollen, aber die Gegend blieb sich immer gleich. Von meinen Arabern war nichts zu erfahren; auf jede Frage erwiederten sie mit freundlichem Grinsen: Si, Señor, wodurch ich gerade nicht viel klüger wurde. Zum Glück war der Himmel dicht mit Wolken bedeckt und der uns entgegen wehende Levante so kühl, dass ich meinen Ueberzieher gern anbehielt. Am Wege waren ein paar Steinhaufen, auf denen Lappen an einem Stock steckten; unsere Führer unterliessen nicht, jeder einen Stein auf dieselben zu werfen. »Santos«, antworteten sie auf meine Frage, ich konnte aber natürlich nicht erfahren, ob da wirklich ein Heiliger in dieser abgelegenen Ecke begraben liege, wie es gewöhnlich bei solchem Steinhaufen der Fall ist, oder ob irgend ein Unglück da passirt war. Kubbas, wie sie in Algerien auf allen Höhen stehen, habe ich zwischen Tanger und Tetuan nicht gesehen. Erst gegen Mittag erkannten wir auf einer fernen Höhe ein weisses Gebäude, aber eine Hügelschwelle nach der anderen musste überschritten werden, bis wir in eine Thalsenkung kamen, jenseits welcher die Wasserscheide lag. Ein wahres Meer von flammendrothen Oleanderblüthen erfüllte das Thal, jenseits erhob sich ein bewaldeter Abhang, durch die Winterregen wild zerrissen. Der Ritt hinauf war nicht sonderlich angenehm; seit Jahrhunderten folgt hier ein Maulthier den Fusstapfen des anderen und so haben sie mit Hülfe der Winterregen in dem lehmigen Boden nach und nach tiefe Furchen ausgetreten; manchmal musste ich die Füsse bedenklich in die Höhe ziehen und dann ging es wieder so dicht unter den Eichenästen hin, dass uns fast das Schicksal Absalons drohte.

Um halb zwei Uhr waren wir oben vor el Fondak, und konnten nun wenigstens unseren Durst stillen und das mitgenommene Frühstück verzehren. Unter einer stattlichen Eiche rasteten wir ein halbes Stündchen; die armen Thiere bekamen natürlich nichts, sie werden niemals am Tage gefüttert. Nur einen flüchtigen Blick

warfen wir hinein in den schmutzigen, von Arkaden umgebenen Hofraum des Karanseraï, dann machten wir uns wieder auf den Weg, zunächst zu Fuss, denn von Fondak hinab reitet kaum ein Araber. Der Berg, Dschebel Zerka auf den Karten genannt, besteht aus Sandstein und ist ganz passabel bewaldet; die Büsche stehen häufig auf hohen Postamenten, zwischen denen der Boden hinweggeschwemmt ist, ein Zeichen wie mächtig die Verwitterung hier arbeitet. Der Weg bestand aus einer Reihe von tiefen Löchern und Sandsteinblöcken, welche in regelmässiger Folge mit einander abwechselten. So ging es steil hinab in ein Seitenthälchen, dann wieder hinauf zu der nur wenig höheren Wasserscheide und wieder hinunter auf immer gleich schauerhaftem Wege. Jenseits traten auch röthliche, zerbröckelnde Schiefer auf, mit den Sandsteinen wechsellagernd, ganz genau wie in meiner Heimath an der oberen Lahn Cypridinenschiefer und Kramenzelsandsteine wechseln und auch die Thalbildung und der Wald waren so, dass ich immer wieder auf die Zwergpalmen am Wege blicken musste, um mir in die Erinnerung zu rufen, dass ich in Marocco war. Zwei Stunden lang zogen wir einem Flösschen entlang, der Weg immer gleich schlecht, so dass wir lieber zu Fusse gingen. Die Strasse war sehr belebt; mehrmals begegneten uns Karavane von Maulthiertreibern oder auch Viehhändlern, die Leute meist nur mit Säbel und Dolch, nur ausnahmsweise mit der langen maurischen Flinte bewaffnet, ein Beweis, dass es hier sicher ist und wilde Thiere nicht mehr vorkommen. Die Leute grüssten uns freundlich und plauderten vergnügt mit unseren Arabern; sie konnten sich Zeit nehmen, denn sie gingen nur bis el Fondak; beladenen Thieren muthet man den Weg von Tanger nach Tetuan in einem Tage nicht zu.

Endlich kamen wir in das ebne Thal und nun drängte der Führer zum Aufsteigen, denn Tetuan war immer noch weit. Nach einer guten Stunde überschritten wir den hier schon ganz bedeutenden Bach auf einer guten Brücke und legten die einzig wirklich bedenkliche Strecke des Weges zurück, wo wir auf schmalen Pfad an dem steilen Abhang über dem Fluss hinreiten mussten. Dann bogen wir um eine Thalecke, und »Mira Tetuan« riefen unsre Araber. Vor uns, aber immer noch ganz leidlich entfernt, schimmerte in der schon sinkenden Sonne eine weisse, von Minarets überragte Stadt auf einem Plateau hoch über dem

grünen Thal und dahinter leuchtete das Meer. Rechts davon aber ragten ein paar steile, scharf aus den flachen Sandsteinrücken heraustretende Berge empor, deren Formen ihre Kalknatur alsbald verriethen, uns sehr zur Beruhigung, denn den ganzen Tag waren wir über Schiefer und Sandstein geritten, ohne die geringste Ausbente zu machen, und fürchteten schon, dass die ganze Umgegend von Tetuan auch so sein möge. Grüne Thäler zogen sich zwischen die Berge hinein, und im Grün lagen Dörfer mit weissen Häusern, ein Beweis, dass Berber dort wohnten.

Der Weg zog sich übrigens stark in die Länge, ein Ausläufer der Sierra Bullones nach dem anderen musste überschritten werden und es dämmerte schon stark, als wir die Stadtmauer erreichten. Wir waren abgestiegen und gingen das letzte Stück zu Fuss. Der Weg längs der Mauer war seltsam weich und roch eigenthümlich nach Lohe. Genau im letzten Moment erreichten wir das Thor, an dem die Wache schon Anstalten zum Schliessen traf. Ein paar junge Israeliten nahmen uns in Empfang und führten uns durch eine lange Strasse und über den wüsten Marktplatz in die Mellah, das Judenviertel, deren Thore noch allabendlich geschlossen werden, und durch deren von Menschen wimmelnde Gassen in die Fonda Nahon, wo wir ein hübsches Zimmer mit sauberen Betten erhielten. Ein gutes Abendessen stellte unsere Kräfte wieder her, aber dann ging es alsbald ins Bett zur wohlverdienten Ruhe. In der Nacht kam ein tüchtiges Gewitter und mit doppeltem Behagen fühlten wir uns unter Dach; in einem Zelte bei el Fondak wäre uns wahrscheinlich weniger gemüthlich gewesen.

Am anderen Morgen sahen wir uns neugierig und überrascht im Zimmer um. Es war ein langer, schmaler, hoher Raum, an der einen schmalen Seite mit einem kleinen Fensterchen, das auf eine enge Gasse hinaus führte und allein das Zimmer erhellen musste. Davor war ein Estrich aufgemauert und auf diesem bildete eine Matraze mein Bett, dem man übergrosse Weichheit nicht nachrühmen konnte. Der Boden ist mit sechseckigen Thonplatten belegt, zwischen denen kleine glisirte Azulejos zierliche Blumengewinde bilden; auch der Estrich ist mit Fayenceplatten bekleidet. Um die Wand läuft eine bunte Holzgalerie, wie man sie in Tetuan fabricirt; auch einige Console ähnlicher Arbeit springen vor, und von der Decke hängt ein mit Strausseneiern



verzierter siebenarmiger Leuchter. Ein hoher Hufeisenbogen öffnet sich in der Langseite; die Thürpfosten sind mit Azulejos bis zum Beginn des Bogens belegt, ebenso die Schwelle. Ein paar gewaltige schwere Flügelthüren, wie Scheunenthore gross, schliessen die Thüröffnung; sie hängen nicht in Angeln, sondern laufen nach uralter Sitte in Zapfen, für die oben ein starkes Holz aus der Wand vorspringt. Sie werden nur im Winter geschlossen und dann gestattet eine kleinere Thür in dem einen Flügel die Communication; im Sommer bleiben sie offen und nur ein Kattenvorhang deckt die Thüröffnung.

Wir treten hinaus auf eine Holzgalerie mit seltsam altmodisch, aber nicht kunstlos geschnitztem Holzgeländer. Ueber uns wölbt sich die Decke zusammen, nur eine Oeffnung von 9 Quadratfuss etwa lassend, durch welche Licht und Luft in den Hofraum gelangen. Darüberhin läuft eine Stange, um durch einen aufgelegten Teppich die Sonne abhalten zu können, so lange sie hoch steht. Unter uns ist der Us-ud-Dar, der Hof, in dem sich die Familie des Wirthes den ganzen Tag über aufhält; er ist einfacher, wie der in Tanger im Hôtel, aber in derselben Weise verziert, und um denselben gruppiren sich drei Zimmer, wie oben auch.

Herr Nahon, der zugleich auch englischer Viceconsul und neben dem spanischen Consul der einzige Vertreter einer fremden Nation ist, war leider verreist; sein Bruder Don Hillel, welcher ebenfalls französisch und englisch spricht — das Spanische betrachten die Maghrebiner Juden gewissermassen als ihre Muttersprache — behandelte uns sehr freundlich und bedauerte nur, dass er in Abwesenheit seines Bruders uns nicht viel Zeit widmen könne. Er beruhigte uns vollkommen über die Sicherheit der Umgegend; da wir aber des Arabischen nicht mächtig waren, schlug er uns vor, einen jungen in seinem Hause aufgewachsenen Mauren Namens Ali, welcher geläufig spanisch sprach und auch schon mit dem Entomologen Quedenfeld herumgelaufen war, als Führer mitzunehmen. Derselbe erhielt täglich einen halben Duro (2 $\frac{1}{2}$  Frcs.), die allgemeine Taxe in Marocco. Er war ein köstlicher Bursche, immer munter und aufgeräumt, und konnte so herzlich lachen, wie ich sonst von einem Araber nie gehört habe; dabei war er für einen Araber gebildet und vorurtheilsfrei und weit gereist, denn er hatte Tanger und Gibraltar besucht. Sonst war er freilich unverbesserlich faul und leichtsinnig; sobald wir

zu sammeln anfangen, legte er sich in den Schatten und schlief den Schlaf des Gerechten unbekümmert um seine Schützlinge; und nur, wenn der Jagdeifer in ihm rege wurde, war er jeder Anstrengung fähig. Er führte deshalb immer eine einläufige Vogelflinte, englischer Lauf mit Percussionsschloss, mit sich und war auch für sitzendes Wild ein ganz guter Schütze; Turteltauben, welche ungemein häufig sind, fielen ihm fast bei jeder Excursion zum Opfer, die nicht minder häufigen rothen Rebhühner fehlte er jedesmal. Anderes Wild haben wir nie gesehen, doch behauptete Ali, dass auch Wildschweine gelegentlich vorkämen.

Als bald nach dem Frühstück brachen wir auf und gingen durch die enge, wenig saubere Strasse zum Thore der Mellah. Buden fassten die beiden Seiten der Strasse ein, doch waren die Waaren wenig verlockend. Auch hier spürte man übrigens schon den Hauch der Civilisation, überall waren Petroleumlampen und in einer Bude arbeitete sogar ein jüdischer Schuhmachermeister mit einer americanischen Nähmaschine. Das Pflaster war mit allen möglichen Abfällen bedeckt, der Geruch schauerhaft. — Durch das Thor traten wir auf den wüsten weiten Platz, auf welchem dreimal wöchentlich der Soko, der Wochenmarkt abgehalten wird. Er wird an einer Seite von der burgartigen Wohnung des Bey eingefasst; auf der anderen erhebt sich fast eben so massiv das spanische Consulat mit einem schönen ausgedehnten Garten davor. Spanien hat sich im Frieden das Recht ausbedungen, in allen wichtigeren Städten Maroccos Consulate zu errichten, hat aber bis jetzt nur in Tetuan von diesem Rechte Gebrauch gemacht. Die beiden anderen Seiten werden von nischenartigen Buden eingenommen, in denen Huf- und Waffenschmiede ihr Wesen treiben; doch befindet sich auch eine kleine von einem Spanier gehaltene Schenke da, natürlich nur für dessen Landsleute, denn der strenggläubige Maghrebener hält schon Tabakrauchen und Kaffeetrinken für sündhaft, wie viel mehr denn das Weintrinken.

Wir gingen nach dem Thore von Tanger, durch das wir gekommen; die enge Strasse führte anfangs ausschliesslich zwischen Werkstätten von Waffenschmiedern hin, welche die charakteristischen langläufigen Flinten mit dem kleinen dreieckigen Kolben und den breiten eisilirten Messingbändern verfertigen. Durch die offenen Thüren sah man die fleissigen Leute an der Arbeit, meist in Hemd und kurzen weissen Hosen, um den Kopf einen schnee-

weissen Turban, die älteren oft mit einer riesigen Klemmbrille auf der Nase. Dann kamen eine Anzahl Karavanserais mit ausgedehnten Höfen und Stallungen für die Maulthiere — Kameele gibt es in Nordmarocco nicht — und dann mussten wir noch eine geraume Strecke zwischen der Stadtmauer und hohen Gartenmauern hin gehen, bis wir das Thor erreichten. An demselben war auf einer Seite eine Nische für die Thorwache, auf der anderen ein Röhrenbrunnen, vom Thorthurm drohte ein messingener Zwölfpfünder.

Vor dem Thor standen wir verwundert still. Gerade gegenüber erhoben sich fünf prachtvoll geformte Kalkberge, dem Anschein nach mindestens 5—6000 Fuss hoch, eine scharf begränzte Gruppe bildend, deren Fuss üppiges Grün verhüllte. Wir begriffen nun, was Herr Jellinek in Oran hatte sagen wollen, wenn er Tetuan als »Steyrmark mit Orangen« bezeichnete; die ganze Scenerie erinnerte an die schönsten Stellen unserer Kalkalpen. Keine der mir zugänglichen Karten erwähnt diese Berggruppe, die sich eben so scharf von den Schieferzügen des Dschebel Zerka wie von der Plateau Masse der Sierra Bullones, von welcher sie das Thal des Uéd Martil trennt, abgrenzt; in Tetuan nennt man sie nach den sie bewohnenden Berberstämmen die Berge der Beni Hoznear. Wir hätten uns gerne gleich ihnen zugewandt, aber wir spürten doch einigermaßen die Folgen des gestrigen Rittes und zogen darnach vor in der Ebene zu bleiben, die uns auch reichen Gewinn versprach.

Der Stadtmauer entlang folgten wir zuerst der Strasse, die wir gekommen. Sie war hoch mit grob zerkleinerter Eichenrinde bedeckt, welche durch die Hufe der Lastthiere und die Füsse der Passanten hier noch weiter pulverisirt werden sollte, sicher eine ungemein rationelle Methode, welche die Lohmühlen erspart. In Syrien treibt man die Ausbeutung der bei uns nutzlos verloren gehenden Kraft der Hufe und Füsse noch weiter und breitet auch die zu bearbeitenden Häute auf der Strasse aus, um sie geschmeidiger machen zu lassen. Mit der so zubereiteten Lohe wird aber heute noch in Tetuan sehr gutes Leder gemacht, welches einer ausgedehnten Schnbfabrication als Grundlage dient; Pirmasenzer Waare, die im Orient vielfach die einheimischen Schuhe verdrängt, scheint hierher noch nicht gedrungen zu sein.

Die hiesigen Babuschen sind übrigens anders, als die der

oranenser Araber, ganz unseren Schlappen gleich; wie sie eigentlich an den Füßen festgehalten werden, ist mir unklar geblieben; Ali, der auch keine anderen trug, sprang damit wie eine Antilope über die schroffsten Abhänge und durch das dichteste Gebüsch.

Wir dehnten aus guten Gründen diesmal unsere Excursion nicht allzuweit aus, besonders da die nächste Umgebung der Stadt uns interessante Ausbeute in Menge lieferte. Am anderen Tage aber liess ich meine Frau im Schutze der Familie Nahon, deren weibliche Mitglieder auch des Französischen mächtig sind, und machte mich mit Ali auf zu einer Recognoscirungstour in die Berge. Durch ein anderes Thor verliessen wir die Stadt und stiegen auf steilen Zickzackpfaden ins Thal hinab, an einer Mühle vorbei, welche äusserst romantisch in üppigem Baumwuchs lag. Sie wurde aber leider von dem Abfluss aus den Cloaken der Stadt getrieben und der Geruch vertrieb uns bald. Trotzdem sahen wir ein paar Araberjungen in einem wenig tiefer gelegenen, dasselbe Wasser enthaltenden Bassin lustig herumplätschern und tauchen. Der Abhang war höher als ich geglaubt; erst von unten konnte ich erkennen, dass die Stadt auf einem hohen, steilabfallenden Plateau liegt. Hier und da springen Felsen hervor; es ist ein rauher Kalk, welcher ganz den Eindruck einer Sinterbildung macht und ich bin nicht abgeneigt, die ganze Terrassenbildung für ein Product der gewaltigen Quelle zu halten, welche heute noch Tetuan mit Wasser versorgt. Die Felder waren schon abgeerntet, aber die Feigenbäume, welche überall zerstreut sind, hingen noch voller Früchte, die eben zu reifen begannen. Die Thalsole selbst nahmen üppige, aber schlecht unterhaltene Gärten ein, eingefasst von hohen Rohrzäunen. Sie alle sind zum Bewässern eingerichtet, wenn auch nicht in der sorgsamten Weise, wie um Valencia. Wir fanden unseren Weg durch angetretenes Wasser in bodenlosen Morast verwandelt und mussten uns einen anderen Pfad zum Flusse suchen.

Den Uäd Martil fand ich noch ziemlich wasserreich und er soll auch im Spätsommer stets noch Wasser führen, was mir bei den reichen Quellen, welche von allen Hängen niederrauschen, wohl glaublich erscheint. Von einer Brücke ist natürlich keine Rede, obschon die meisten Gärten und die Dörfer, mit deren Bewohnern Tetuan vorzugsweise verkehrt, alle auf der andern Seite liegen. Nur für Hochwasserzeiten liegt ein Kahn da, im Sommer

patscht, wer nicht beritten ist, einfach zu Fuss durch, wenn er nicht warten will bis ein Reiter kommt und ihn mit hinüber nimmt. Wir trafen zufällig einen Mauren, der mir sein Pferd lieh; Ali hob seinen Schellab empor und patschte durch, und da ihm das Wasser nur bis zum Knie reichte, folgte ich bei späteren Excursionen seinem Beispiel, wickelte die Beinkleider auch empor und patschte mit.

Auf der anderen Seite kamen wir durch eine ausgedehnte Ziegelei in Felder, in denen gerade geackert wurde; die Pflüge wurden von Ochsen gezogen und bei jedem Gespann trieben sich ein Paar weisser kleiner Reiher herum, welche mit dem Vieh auf sehr vertramtem Fuss zu stehen schienen; sie scheinen auch von den Arabern respectirt zu werden, doch nicht allzusehr, denn Ali, der seine Vogelflinte um hatte, erbot sich, sobald ich ihn nach den Vögeln fragte, sofort mir ein paar zu schiessen, was ich aber natürlich ablehnte. — Nicht ohne Mühe gelangten wir zwischen den Bewässerungsgräben hindurch an den Fuss der Berge, wo alsbald der gewöhnliche Buschwald aus Zwergpalmen und Kermeseichen bestehend, begann. Gerade am Ausgang der kleinen Thäler, wo Kalkgeschiebe aus den Bergen zusammengeschwenmt war, wimmelte es von Prachtexemplaren der schönen *Helix Coquandi*, auf dem reinen Sandsteingebiete aber hörte alles Schneckenleben auf. Ich arbeitete mich den Abhang hinauf, den Felsen zu, in einiger Aufregung, natürlich wieder einer Schnecke wegen. Vor etwa 40 Jahren hatte nämlich der französische Botaniker Coquand hier bei Tetuan gelegentlich ein paar Schnecken aufgegriffen, welche seitdem Niemand wieder gesammelt und welche fast identisch zu sein schienen mit einer anderen Art, die auf die äusserste Westspitze von Sicilien beschränkt und für diese charakteristisch ist (*Hel. scabriuscula*). Fand sich diese Art wirklich in den Bergen von Tetuan, so war damit wieder ein geographisches Räthsel aufgegeben, dessen Auflösung nicht eben leicht war, und Theorien, die ich selber aufgestellt, erhielten einen schweren Schlag.

Es dauerte fast eine Stunde, bis ich die anscheinend so nahen untersten Felsen erreichte; nur eine kleine, für die Wissenschaft neue Pupa und eine winzige, aber durch ganz Europa verbreitete Schnirkelschnecke (*Helix umbilicata*) belebten sie. Aber auf einmal sehe ich an der steilen Wand eigenthümliche röhrenförmige

Löcher, die mir von Sicilien her gar wohl bekannt waren und als ich näher zusah, richtig, da sass auf dem Grunde derselben eine Schnecke, zwar nicht die gesuchte *Helix sultana*, aber eine Form, die von einer anderen Characterschnecke Siciliens kaum zu unterscheiden war! Hatte mich etwa ein neckischer Zauberer nach Sicilien auf den Monte Pellegrino versetzt, wo diese Form einzig und allein vorkommt? Ich drehte mich um; unten im Schatten einer wilden Karrube lag mein Ali und schlief den Schlaf des Gerechten, dass ich es oben hörte; gegenüber lag im prachtvollen Sonnenglanze Tetuan auf seiner Terrasse und dahinter die Hochfläche der Sierra Bullones und weiter draussen das blaue Meer; ich war in Marocco. Also darum hatte ich zwei Monate in Sicilien zugebracht und in gelehrten Abhandlungen haarscharf bewiesen, dass sicilianische Arten jenseits des Meeres nicht vorkämen und nicht vorkommen könnten, dürften und sollten! Und nun stand ich selber in den maroccanischen Bergen und grub mit dem Pfeifenraumer meines Messers eine sicilianische Schnecke nach der andern aus den Röhren, die sie sich selber in den Kalkfelsen gräbt, ganz wie ihre Doppelgängerin bei Palermo. Freilich, der Fels glich auch ganz einem sicilianischen Kalkberg, nur war die Vegetation viel üppiger, eine Folge der von zwei Seiten herkommenden feuchten Winde, und die Gebüsche drängten sich dicht an den Felsen heran, so dass man kaum durchkommen konnte; ein Glück, dass sie nicht so stachelig waren, wie um Oran.

Aber die Ueberraschung war noch nicht zu Ende; an einem anderen Felsen fand ich noch eine zweite Art derselben Gruppe und weiterhin noch eine Vertreterin einer anderen Gruppe, die seither nur auf Sicilien beobachtet worden war, und noch eine andere Novität. Um hier gleich mit den Schnecken ein Ende zu machen, ich fand um Tetuan eine ganze Colonie sicilischer Formen, von deren Existenz man noch nichts wusste, und deren Anwesenheit sich nur sehr schwer erklären lässt. Das Räthsel wird dadurch nicht gerade vereinfacht, dass ich später auch noch unsere gemeine deutsche Kreismundschnecke (*Cyclostoma elegans*), die man seither weder aus Südspanien noch aus Nordafrika kannte, bei Tetuan auffand.

Uebrigens zeigte mir gleich diese erste Excursion, dass ich für diese Gegenden zu spät gekommen; nur ausnahmsweise fand

ich noch eine der Felsenschnecken lebend, die meisten waren todt, aber noch ganz frisch.

Hunger und Durst trieben mich wieder herunter, wo ich den biederer Ali noch immer schlafend fand, mir ein ganz beruhigendes Zeichen für die Sicherheit der Gegend. Ein paar Schritte unterhalb kündeten üppig blühende Oleander Wasser an; wir lagerten an einer crystalklaren Quelle im Oleanderschatten und liessen uns den Proviant trefflich schmecken. Dann ging es auf einem anderen Wege dem Wasser entlang zurück. Mehrere Bächlein, durch flammendrothe Oleanderstreifen bezeichnet, vereinigten sich in dem weiten Thalkessel zu einem ganz ansehnlichen Bache, welcher durch eine romantische Schlucht zum Uöd Martil, oder wie ihn Ali nennt, zum Uöd el Aidua hinabströmt. Er treibt unterwegs ein paar romantisch gelegene Mühlen und bildet einen prächtigen Wasserfall, eine Seltenheit in Nordafrika. Unser Weg führte durch niederen Buschwald, aber am Eingang der Schlucht kamen wir in einen förmlichen Wald von Granaten und Orangen mit einer Vegetation so üppig wie ich sie selbst in Sicilien nie gesehen. Die Orangen von Tetuan sind berühmt, und ich muss gestehen, ich habe nie bessere gegessen, als die welche uns in der Fonda vorgesetzt wurden. Weiterhin kamen wir durch Feigenpflanzungen; Ali brach ganz ungenirt die reifsten heraus. Anfangs wollte ich diesen Feldfrevler nicht dulden, aber ich überzeugte mich bald, dass in Marocco noch die alte Sitte herrscht, dass der Wanderer sich am Wege zu seiner Erquickung Früchte brechen darf; war der Eigenthümer auf dem Felde, so brach er sie uns, ohne jemals Bezahlung dafür zu beanspruchen oder anzunehmen. Man lernt in den arabischen Ländern manche Vorschrift des mosaischen Gesetzes verstehen, die unserem geschärfen Eigenthumsbegriffe unfassbar erscheint.

Der 17. Juni wurde für den Nordabhang der Sierra Bullone bestimmt, wo ich *Hel. sultana* anzutreffen hoffte, denn ich musste mir sagen, dass vor 40 Jahren ein Christ schwerlich gewagt haben könnte, in den Bergen jenseits des Flusses zu sammeln. Morgens früh um acht Uhr brachen wir auf; der Himmel war leicht verschleiert und die Sonne brannte nicht so glühend, wie am Tage vorher, aber warm genug war es trotzdem und Ali, seufzte einmal über das andere Mal: mucho calor, mucho calor. Die Hitze wollte ihm gar nicht gefallen; wie ein müder Hund trollte er

sobald wir zu sammeln anfangen, ein Stück voraus und setzte sich in den Schatten; er war eben ein verwöhnter Stadtaraber und kein Beduine.

Wir folgten der Strasse nach Tanger nur eine kurze Strecke, dann wandten wir uns rechts ab, einem gepflasterten Weg entlang, der durch die Gärten nach dem Dörfchen Samsa führt. Am Weg lagen ein paar Töpfereien, die Arbeiter hatten sich in einer Höhle unter überhängenden Kalkfelsen häuslich eingerichtet; dann kamen ziemlich ausgedehnte, bewässerbare Gärten, von denen wir aber nur die Mauern sahen, und dann, schon in geringer Entfernung, der gewöhnliche Buschwald, hier vorwiegend aus einer Eiche mit stacheligen Blättern bestehend, zwischen denen Lavendel und Helianthemum blühten. Der Boden schien fruchtbar und Oelbäume würden hier zweifellos ausgezeichnet gedeihen, aber wer mag sie pflanzen? er würde sich damit nur Chicanen und Erpressungen seitens des Gouverneurs zuziehen. Wir überschritten ein paar vom Plateau herabziehende Hügelrücken; in den Thälchen flossen ganz hübsche Bäche, von Schildkröten wimmelnd, die man als *Del máa*, Wasserschildkröte, von der Landschildkröte, der *Del baat*, unterscheidet; letztere isst man, wie Ali sagt, im Nothfall, erstere nie.

Der Pfad war belebt; denn Freitags ist in Tetuan Soko, Markt, und die Bewohner von Samsa trugen ihre Producte dahin. Die Frauen waren sorgsam verschleiert; ein Tuch deckt von unten das Gesicht bis zur Nase und den Rest verhüllt der riesige Strohhut, der bis auf die Schultern herunterreicht. Im Uebrigen waren sie gar nicht scheu und grüssten freundlich. Unmittelbar vor dem Kessel, in welchem Samsa liegt, hat man auf einer Höhe einen kleinen Eichenhain stehen lassen; vielleicht ist die Stelle irgend einem Santo gewidmet, vielleicht handelt es sich auch um einen Ueberrest aus uralter Zeit, denn ich fand noch an verschiedenen Stellen in den Thälern der Beni Hoznear ähnliche Eichenhaine, welche mir Ali als geheiligt bezeichnete. Hier streckte sich Ali auf seinen Schellab in den Schatten, während wir den nahen Felsen zustrebten, wo dann endlich auch unsere Sehnsucht gestillt wurde; wir fanden wenigstens ein paar Exemplare der gesuchten Seltenheit. Im Suchen kamen wir längs der Felsen hin zu den Gärten von Samsa, welche, von zahlreichen Quellen bewässert, an üppiger Vegetation nichts zu wünschen übrig liessen. Ein geschützteres Plätzchen liess sich gar nicht



denken, aber die ganze Formation des Thales war so eigenthümlich, dass ich mir sie nicht erklären konnte und mir alsbald vornahm, noch einmal zu genauerer Untersuchung zurückzukehren. Heute ging es nicht, denn ohne Ali mochten wir nicht ins Dorf hinein, und der liess trotz allen Rufens nichts von sich blicken; da er die Victualien trug, mussten wir zu ihm zurück und als wir ihn mit einiger Mühe glücklich geweckt hatten, war es schon zu spät zu einer eingehenderen Untersuchung. Wir kehrten also auf einem anderen Wege zurück. Die Ernte war in vollem Gang, überall wurde die Gerste geschnitten, man rupfte nur die Aehren ab und liess das Stroh auf dem Felde; das Vieh lief dabei in dem Getreide herum und ruinirte fast mehr als eingebracht wurde. In den Feldern standen vielfach Birnbäume; man brachte schon Aepfel und Birnen zu Markte, leider aber so unreif, dass sie für uns noch nicht essbar waren. Feigen und Aprikosen dagegen mundeten köstlich.

Von dem muhamedanischen Sabbath merkte man in der Stadt nichts; nur von der Kasbah und von der Batterie am Thore wehten grüne Fahnen, sonst arbeiteten die Handwerker in ihren Buden, wie an anderen Tagen auch.

Am 22. Juni ging ich noch einmal allein mit Ali nach Samsa und nun erst wurde mir seine Lage klar, als ich den Hintergrund des Kessels umkreiste und umsonst nach einem Wasserfall oder einer tiefen Schlucht suchte, welche dem Bache den Eingang gewährte. Statt dessen fand ich dicht an der Felswand eine prachtvolle Quelle, stark genug, um alsbald eine Mühle zu treiben und den ganzen Thalkessel überreichlich zu bewässern. Dieser Quelle verdankt das Thal seine Bildung; es ist ein Erdfall und der Einsturz der unterwaschenen Decke in Verbindung mit der Sinterbildung der kalkreichen Quelle hat die Terrassen geschaffen, über welche das Wasser jetzt in unzähligen Cascatellen hinabstürzte, alles mit Leben und Grün erfüllend. Nach Norden hin schirmt eine mindestens hundert Fuss hohe Felswand vor jedem rauhen Hauch; sie ist allenthalben senkrecht und bietet anscheinend nur an einer Stelle eine Gelegenheit zum Aufstieg aufs Plateau der Sierra Bullones. Auch nach Osten und Westen greifen die Felswände, allmählig niedriger werdend, um das Dorf herum und nur nach Süden ist der Ring geöffnet und bietet überall den Blick auf die gegenüberliegenden Berge der Beni

Hoznear. Der Boden des Kessels selbst steigt in Terrassen nach hinten an und an dem höchsten Punkte entspringt, durch den Erdfall wahrscheinlich aufgestaut, die lebenspendende Quelle. Die Terrassen sind sorgsam nivellirt und mit Bewässerungsgräben versehen, an den Rändern wachsen Karruben und Feigen, die Häuser des Dörfchens liegen in Gärten mit Orangen und Granaten zerstreut, und feurig blühender Oleander zieht sich allen Wasseradern entlang. Am Dörfchen selbst findet sich, offenbar absichtlich geschont, ein kleiner Eichenwald, wie der schon oben erwähnte. Die Wege werden von tief eingeschnittenen Schluchten mit senkrechten Wänden gebildet, die durch überhängendes Gebüsch nicht selten völlig überdacht wurden; in den Wänden waren hier und da Löcher eingeschnitten, um das Ersteigen zu gestatten. Nachtigallen waren in Menge vorhanden und in den Kalkwänden nisteten Raubvögel und unzählige Turteltauben, die Alis Jagdeifer alsbald in einem solchen Grade erweckten, dass er sich hinter einem Felsblock auf den Anstand legte und mich völlig vergass, so dass ich schliesslich allein und hungrig — denn er hatte das Frühstück in der Tasche — nach der Stadt zurückging. Dort gab es anfangs einigen Schrecken, als ich allein kam, und Mohamed, der Kawass, sollte ausgesandt werden, um nach Ali zu suchen; gegen Abend erschien aber der Verlorene sehr vergnügt, denn er hatte fünf Tauben geschossen, und die ihm zu Theil werdende Strafpredigt nahm er sich nicht sehr zu Herzen. Ich war auch zufrieden, denn ich hatte an ein paar Felsblöcken noch eine hübsche Quantität der *Hel. sultana* gefunden, und noch ein paar andere hübsche Sachen, und ausserdem einen der reizendsten Punkte, die mir noch vorgekommen, genauer kennen gelernt. Wäre Marocco in anderen Händen, so würde der Kessel von Samsa eine Ueberwinterungsstation für Brustleidende abgeben, wie sie am Mittelmeer nicht zum zweiten Mal vorkommt; mit geringen Mitteln liesse sich da ein Paradies schaffen, in dem jede Tropenpflanze üppig, wie in ihrer Heimath, gedeihen müsste.

Den Bergen über dem Flusse drüben stattete ich noch ein paar Besuche ab, die eben so lohnend wie bei der Sommerhitze anstrengend waren. Der erste führte mich in das Thal des romantisch gelegenen Berberdorfes Bu Simlah. Am Flusse erwartete uns ein junger Mensch, ein ächter typischer Berber mit wildem Gesicht und kurzgeschorenem Kopf, den Ali aber sehr respectvoll

behandelte und einmal über das andere Mal »Ja, Scherif« titulirte. Der Bursche beanspruchte trotzdem er offenbar kein Araberblut in den Adern hatte doch direct vom Propheten abzustammen; er lief übrigens blošköpfig und barfüssig im glühenden Sonnenbrande nuher. Ali gab ihm alsbald sein Gewehr und ich glaubte schon, er habe in seiner unergründlichen Faulheit ihn kommen lassen, um seine Flinte zu tragen. Dem war aber nicht so; der Scherif war ein leidenschaftlicher Jäger, aber zu arm um ein Gewehr und Pulver und Blei zu kaufen; er kam deshalb um Alis Flinte zu benutzen. Ali war auf seine Freundschaft mit dem Scherif anscheinend stolz, doch schien es mir manchnal fast, als fühle er sich nicht ganz sicher und habe sich seinen Freund, der aus Bu Simlah war, als eine Art Sauvegarde kommen lassen. Wenigstens betraten wir das Dorf nicht, sondern umgingen es auf einem Umwege und als ich nachher nach der einen Seite hinübergehen wollte, litt es der Scherif nicht, weil dort Gräber seien. Das Dörfchen liegt übrigens in einem üppigen Grün von Karruben, Pomeranzen und Granaten förmlich begraben, überragt von Felsen, in deren Grotten das weidende Vieh Schutz vor der Sonne sucht. In der Erinnerung ist mir namentlich ein Pomeranzenbaum geblieben, unter dem ich eine Zeit lang warten musste, weil meine Begleiter Tauben bemerkt hatten; er hatte einen Stammdurchmesser von mindestens 1½ Fuss und seine Krone war so regelmässig gestaltet wie an irgend einem alten Exemplare unserer Orangerien. Ebenso die Mittagsrast, die wir im Oleander Schatten fast in einem Cataract des klaren Bächleins, das noch mit erheblicher Wasserfülle vom Berge herabkam, einnahmen. Der Scherif begleitete uns bis zur Gemarkungsgrenze zurück, aber im Gefühle seines Adels nahm er Abschied von uns ohne ein Bakschisch zu fordern.

Eine weitere Excursion galt dem weiter östlich gelegenen Berge, an dessen Abhang das Dörfchen Bu Ssalah liegt. Wir kreuzten dazu den Fluss etwas weiter unten und folgten einem ziemlich betretenen, von Schlingpflanzen überwucherten Wege. Er führte uns in einen heiligen Hain, in dem ich das Grab des Santo sehen konnte; die Eichen, obschon nicht allzu dickstämmig, waren offenbar uralt; Epheu und wilde Reben schlangen sich durch die Zweige und verwandelten sie in ein undurchdringliches Dickicht; hier und da lagen umgestürzte Stämme nutzlos verfaulend, man

schien auch sie aus abergläubischer Scheu nicht anzurühren. Ali wollte oder konnte mir keine rechte Auskunft darüber geben und Herr Nahon hatte noch nie davon gehört. Ali schien sich überhaupt, je weiter wir östlich kamen, um so weniger wohl zu fühlen, und auf den östlichsten der Berge mich zu führen, weigerte er sich ganz entschieden, da dorthin manchmal die Uled Rif kämen. Bu Ssalah ist ein ausgedehntes Dorf, die Steinhäuser meistens mit spitzen Reiserdecken, seltener flach; die umliegenden Gärten waren gut gehalten und besonders mit Gurken und Kürbissen bepflanzt. Jenseits des Dorfes zog der Pfad durch eine Schlucht und war hier selbst für Ali kaum passirbar; ich begreife nicht, wie die Leute mit schweren Lasten hindurchkommen. Das Thal hinter dem Dorfe bot ganz denselben Character, wie die anderen auch, aber das Steigen war zwischen den eckigen, losen Steinblöcken noch schwieriger, als sonst. Trotzdem stiegen wir höher hinauf, als noch einmal, denn Ali wäre gern durch ein anderes Thal zurückgekehrt; aber eine hohe Felswand sperrte schliesslich den Weg und der Versuch, einen der seitlichen Grate zu übersteigen, scheiterte an dem undurchdringlichen Gestrüpp, mit dem sich hier auf der Höhe auch Weissdorn und Brombeere mischten.

Die Aussicht von oben war prächtig; bis tief nach Spanien hinein schweifte der Blick und ein guter Theil des Rif lag vor uns ausgebreitet. Es ist ein grünes Hügelland mit gerundeten Formen, aus dem überall weisse Dörfer hervorleuchten; dieser Theil wenigstens lässt nichts von der Wildheit erkennen, wegen deren die Nordküste berüchtigt ist. Mir als Conchyliensammler insbesondere war der Blick ungemein tröstlich; was ich sah, waren Hügel aus Sandstein und Schiefer und versprach keinerlei Ausbente, und ich brauchte mir keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen, dass ich nicht dorthin vordringen konnte.

Die Uled Rif stehen nämlich in Tetuan, wo man sie sehr genau kennt, in demselben guten Rufe, wie überall sonst. In Tetuan sieht man sie sehr häufig, kräftige, wildblickende, sehr schmutzige Gesellen, von deren unverhülltem Kopf hinten ein dicker Schopf schwarzen Haares bis zum Gürtel herunterhängt; der schmutzige Schellab hat oben noch einen besonderen Schlitz, aus dem Messer und Pistolenkolben freundlich hervorgucken. Tetuan ist, da sich Niemand zu ihnen getraut, der einzige

Punct, wo sie die Producte ihres reichen Landes gegen die nothwendigsten Lebensbedürfnisse umtauschen können; deshalb benchmen sie sich hier anständig und man hat durchaus nichts von ihnen zu fürchten. Zu jedem Markt kommen sie, häutig zu Schiff, und bringen Wolle, Honig, Butter und namentlich Holz zum Verkauf. In diesem Jahre kamen sie besonders häufig und waren umgänglicher denn je, denn auch sie hatten eine vollständige Missernte gehabt; in ihren Bergen bringt nur der Ostwind Regen und hier hatte ausschliesslich Westwind geweht. Die Behörden behandeln sie auch vorsichtig, da man ihre Rachgier scheut. Uebrigens haben sie, wie alle Bergvölker, auch ihre edelen Züge und auf ihr Wort kann man sich verlassen. — Mit uns zusammen wohnte in der Fonda ein englischer Artilleriehauptmann, Capt. Shore, der sich schon zwei Monate in Tetuan aufhielt, um zu malen. Der fast unausgesetzt wehende Wind hatte ihm das Malen im Freien fast unmöglich gemacht und so sass er denn meistens irgendwo in der Stadt und malte Strassenscenen und Perspectiven, zu denen die Maurenstadt ja ein unerschöpfliches Material bietet. Arabisch verstand er nicht, auch spanisch hatte er, obschon schon seit ein paar Jahren in Gibraltar stationirt, nicht gelernt, trotzdem kam er mit seinem Mokhasni und mit den Bewohnern von Tetuan sehr gut zurecht. Jedes Kind kannte ihn und um seine Staffelei herum war immer ein Krauz neugieriger Zuschauer, die ihm merkwürdiger Weise auch gern als Staffage dienten. Eines schönen Tags befand sich unter den Neugierigen auch ein angesehener Rifbewohner, der sich schliesslich in Positur warf und auch gemalt sein wollte. Das Portrait fiel zur Zufriedenheit aus und nun kam der Biedermann und liess dem Maler durch einen Dolmetscher anbieten, er solle mit ihm ins Rif gehen, zwei Tagereisen weit, da könne er malen so viel er wolle, er verpflichte sich, ihn dort zu beschützen und sicher nach Tetuan zurückzubringen. Der Engländer hatte keine Lust, das Experiment zu wagen, obschon ihm von den Consulu wie von den eingeborenen Mauren versichert wurde, dass er ganz unbedenklich mitgehen könne; der Berber wie sein ganzer Stamm würden sich eher in Stücke hauen lassen, als dass ihm ein Haar gekrümmt werden dürfe. — Was das Betreten des Rif für den Fremden, Christen wie Mohamedaner, so gefährlich macht, ist am Ende weniger die Raubsucht, als die eifersüchtige

Sorge um ihre Freiheit und Unabhängigkeit, welche die Uled Rif in Jedem einen Spion wittern lässt. Sie haben am Ende nicht Unrecht; der Sultan von Marocco hat schon mehr als einmal versucht, sie unter sein Joch zu zwingen; die Spanier haben, wo sie festen Fuss fassen konnten, Presidios gegründet, und nur ihre Schwäche hält sie von weiterem Vordringen ab, und die Nachbarn in Algerien endlich — nun, man braucht nur einen Blick in die algerischen Localblätter zu werfen, welche die Annexion von ganz Marocco als blosse Frage der Zeit hinstellen, um sich zu überzeugen, dass der Argwohn der Rifbewohner nicht ganz unbegründet ist.

In der Beziehung herrscht überhaupt eine unbehagliche Stimmung in Marocco. Seit die Spanier bei Tetuan die grosse Armee des Sultans auseinandergesprengt und die heilige Stadt erobert, ist es den Mauren auch dort unheimlich geworden und dämmert ihnen eine dunkle Ahnung auf, dass es mit der Herrlichkeit des Islam auch im Maghreb vorüber ist und dass der Nachkomme des Propheten nur darum noch auf dem Throne sitzt, weil England sich bei dem jetzigen Zustande ganz wohl befindet und Frankreich und Spanien einander den fetten Bissen nicht gönnen. Nicht umsonst hält der Sultan ängstlich jeden Fortschritt von sich fern und hat sich noch nicht einmal zur Aufnahme einer Anleihe verleiten lassen; mag das Land auch versumpfen und verarmen, er hält sich auf dem Thron, so gut er kann, nimmt, was er von seinen Unterthanen mit Güte und Gewalt bekommen kann, und lässt Allah für den Rest sorgen.

Und trotzdem hat Marocco eine Zukunft, eine bedeutendere, wie Algerien. Der Raum zwischen Atlas und Meer, welcher dem algerischen Tell entspricht, ist ungleich grösser, er hat günstigere Regenverhältnisse und er hat vor allen Dingen eine sesshafte, an Arbeit gewöhnte und arbeitswillige Bevölkerung. Der uncivilisirbare Nomade mit seinen Zelt-Duars und Heerden tritt hier zurück gegen den fleissigen Mauren, der nur einer besseren Regierung und des Schutzes gegen Erpressung und Gewalt bedarf, um wieder zu werden, was er in Andalusien gewesen. Mit seinem Fanatismus ist es so schlimm nicht, wie man es gewöhnlich zu machen pflegt; wo ihn die Regierung nicht hegt und aufstachelt, merkt man nicht viel davon, und ein guter Theil der Mauren würde sich einer gerechten europäischen

Regierung, welche die nationalen Vorurtheile schonend behandeln würde, ohne grosses Widerstreben fügen.

Anders allerdings die Berber, welche in Marocco noch alle Gebirge inne haben und die Araber an Zahl überwiegen. Sie würden sich einer christlichen Fremdherrschaft eben so verzweifelt widersetzen, wie sie es der muhamedanischen gegenüber thun. Die Spanier haben erfahren, welcher verzweifelten Tapferkeit sie fähig sind und was sie trotz ihrer schlechten Bewaffnung im Guerillakrieg leisten können. Eine civilisirte Regierung, welche alsbald europäische Bureaukratie und schablonenmässige Behandlung auf sie übertragen wollte, würde schwere, blutige Kämpfe zu bestehen haben. Könnte sie sich aber entschliessen, mit der Schablone zu brechen und die freien Schlua und Amazirgh und Uled Rif unbelästigt in ihren Bergen nach eigenen Gesetzen und Rechten wohnen lassen, so würde sich bald ein ganz leidlicher *modus vivendi* ergeben, wie er sich neuerdings in Algerien überall ergeben hat. Ich habe oben die Verhältnisse in der Dahra bei Mostaganem erwähnt, deren Bewohner nach verzweifelten Kämpfen sich eine gewisse Unabhängigkeit erfochten haben; sie sind heute gute Freunde der Franzosen, treiben einen lebhaften Handel mit ihnen und kommen schaarenweise herunter in die Scheliffebene, um bei der Ernte zu helfen und sich als Tagelöhner so viel zu verdienen, dass sie sich ein Stück Land kaufen können. Aehnliche Zustände würden sich auch in Marocco herausbilden, sobald man den Berber friedlich seine Oelbäume pflanzen lässt und seine demokratische Gemeindeverfassung nicht antastet. Schon jetzt kommen ganze Schaaren von maroccanischen Berbern nach Oran, um Arbeit zu suchen, ja selbst am Senegal werden die Bahnen und Strassen vorwiegend von Maroccanern gebaut; sie gelten überall als fleissig und zuverlässig, und würden natürlich noch viel fleissiger arbeiten, wenn man ihnen in ihrem Heimathlande ein Stück des herrenlosen Bodens als Eigenthum gäbe.

Die Stadt Tetuan bietet, wie alle muhamedanischen Städte, architectonisch nur wenig Interesse; im Inneren der maurischen Häuser soll hier und da viel Pracht und Eleganz entwickelt sein, aber für den flüchtigen Touristen sind sie unzugänglich, wie die Moscheen, deren Inneres auch prächtig im Styl der Alhambra verziert sein soll. Von aussen sind sie aber ungestaltete Mauerklumpen, nur hier und da mit einem vergitterten Guckfensterchen,

und nur selten gestattet eine offene Thüre den Blick auf einen mit farbigen Thonplatten gepflasterten Flurplatz. Das einzige durch Grösse wenigstens hervorragende Gebäude, der Palast des Gouverneurs, welcher sich nahe dem Marktplatze erhebt, ist eine festungsartige, viereckige Manermasse. Trotzdem ist ein Gang durch die Strassen nicht uninteressant. Schon in der Mellah, dem Judenviertel, selbst. Die Strassen sind anspruchslos nur wenige Fuss breit, der Boden gepflastert, aber nicht allzu sauber gehalten, die Häuser wie in dem arabischen Theil der Stadt, aber das Leben ist ein ganz anderes. Ueberall sitzen die Töchter Israels, deren Schönheit nicht mit Unrecht gepriesen wird, in den Thüren, mit Handarbeit beschäftigt, blossfüssig, aber neben sich die kleinen goldgestickten Pantöffelchen zum Anziehen bereit. Die Füsschen sind klein genug, aber die Pantöffelchen noch kleiner, denn sie brauchen nur vier Zehen aufzunehmen; die kleine bleibt frei und hält das Schühchen fest; dafür wird sie oft mit einem silbernen oder selbst goldenen Ring geziert. Die jüngeren Jüdinnen tragen sich schon sämmtlich europäisch, Knöchelringe, wie bei den Araberinnen, sieht man nirgend mehr. Nur die älteren Frauen halten, wenigstens am Sabbath, an der prachtvollen alten Tracht fest und nehmen sich darin sehr stattlich aus. Sie tragen dann einen Rock von feinem Tuch oder Sammet, vorn mit einem breiten Streifen von andersfarbigem Atlas verziert, an welchen sich ein vielfach gesteppter Viertelskreis von demselben Stoff anschliesst. Die Hüften umgibt ein breiter Gürtel aus Silber oder anderem Metall, oft von schöner getriebener Arbeit. Die Brust umschliesst ein loses Mieder, mit Goldstickerien und Münzen überdeckt und ohne Aermel; darüber wird ein shawlartiger Ueberwurf von ganz feinem weissen Wollenzug oder auch farbigem Stoff getragen; Halsketten von Perlen, Bernstein und Granaten vollenden den Brustschmuck; verschiedene Arminge und möglichst viele Fingerringe fehlen natürlich nicht. Das Haar deckt, da eine verheirathete Jüdin ja dasselbe nicht zeigen darf, eine Perrücke aus feinen schwarzen Seidenfäden, welche dem Haar vollkommen gleicht und mitunter selbst in lange Zöpfe anslauft; bei grosser Toilette ist eine Perlenschnur hindurchgeschlungen. Bei ganz besonderen Gelegenheiten wird der Kopf noch mit einem hohen bebänderten Putzstück bedeckt, ähnlich der in manchen Gegenden Deutschlands üblichen Hochzeits-



krone. Aeltere Frauen erfreuen sich meistens eines sehr beträchtlichen Embonpoints, auch unter den jüngeren finden sich solche, doch scheint das Mästen hier nicht so systematisch betrieben zu werden, wie in anderen Gegenden des Morgenlandes, wo — sit venia verbo — die Mädchen nach dem Gewicht verkauft werden. Bei weitem die meisten jüngeren Bewohnerinnen der Mellah hatten prächtige schlanke Taillen.

Weniger angenehm sehen die Männer aus, denen die maroccanischen Landesgesetze noch strenge alle lebhaften Farben verbieten. Die Gebrüder Nahon trugen sich als englische Consularagenten natürlich vollständig europäisch; aber sonst trug Jedermann die eng anschliessenden dunklen Kleider mit einer dunkelfarbigen Schärpe um den Leib und darüber einen dunklen Kaftan; den Kopf bedeckt ein dunkles Käppchen. An die kleidsame bunte Maurentracht, in der ihre Brüder in Oran so gern stolziren, darf hier keiner denken; schon ein heller Turban würde die schwersten Misshandlungen zur Folge haben.

Der spanische Krieg und die Gegenwart eines europäischen Consuls haben den Juden in Tetuan zwar mehr Sicherheit für Leben und Eigenthum gebracht, aber sie leben doch immer noch unter einem Druck, an dem selbst der verstöckertste Antisemite seine Freude haben würde. Von den 6000 Juden Tetuans sind darum auch die meisten blutarm und mit der Bildung stand es bis in die neueste Zeit sehr miserabel; bis 1862 bestand nur eine Rabbinerschule, welche die nothdürftigsten Kenntnisse im Hebräischen fortpflanzte. Seitdem hat die Alliance israélite universelle ihre segensreiche Thätigkeit auch auf Tetuan erstreckt und unterhält dort eine Schule, welche gegenwärtig von 270 Zöglingen besucht wird. Von ihrer Existenz erhielten wir auf eine sehr eigenthümliche Weise Kunde. Wir sassen am Sabbath Abend oben im Zimmer, als unten auf einmal Gesang erscholl. Wir horchten auf, denn das war kein näselnder Arabergesang, kein tactmässiges Schreien, wie in Spanien: das waren europäisch geschulte Stimmen, und was sie sangen, waren unsere wohlbekanntenen deutschen Volkslieder vom zerbrochenen Ringelein und »So viel Stern' am Himmel stehen« und so fort. Es waren zwei Lehrer der Schule, aus Smyrna gebürtig und erst seit kurzem hierhergeschickt. Die deutschen Weisen hatten sie in Smyrna gelernt, Deutsch verstanden sie aber nicht. Es waren recht

aufgeweckte Leute, die wohl wussten, wo es fehlte. In der Schule ist den strenggläubigen, am Alten hängenden Rabbinern der Einfluss abgeschnitten, die Schüler lernen ausser dem Arabischen und dem Spanischen auch Französisch und namentlich Rechnen und die Lehrer waren mit ihren Erfolgen zufrieden. Kommt Marocco einmal in europäische Hände, so wird die Judenschaft in Tetnan vorbereitet sein, von der Freiheit einen vernünftigen Gebrauch zu machen. Seit 1882 unterhält die Alliance auch eine Mädchenschule, welche von 109 Schülerinnen besucht wird und in welcher namentlich Handarbeiten gelehrt werden.

Das innere Leben der Judenschaft in Tetnan zu beobachten hatten wir weder Zeit noch Gelegenheit; auch fielen gerade keine besonderen Familienfeste in die Zeit unseres Aufenthaltes. Nach dem, was wir hörten, erstreckt sich auch auf diese schon der Einfluss des europäischen Wesens. Vielweiberei, wie sie früher auch in Tetnan üblich war und in der Stadt Marocco z. B. bei reicheren Juden heute noch üblich ist, soll längst aus der Mode gekommen sein.

Die Mellah hat nur eine einzige breitere Strasse, welche an beiden Seiten mit Läden und Bontiquen eingefasst ist und als Bazar dient. Wie immer waren nur wenige Waaren ausgestellt und wir hatten keine Lust, Einkäufe zu versuchen, um den Inhalt der Kisten und Päckchen kennen zu lernen. Eine Hauptrolle spielten die Schuhmacher, von denen, wie oben erwähnt, einer schon bis zum Gebrauch einer Nähmaschine vorgeschritten ist. Von Obst sahen wir viele Aepfel, unserem Blutapfel ähnlich, leider aber nach arabischer Sitte unreif abgepflückt, so dass sie für uns ungeniessbar waren. Köstlich waren dagegen die Feigen und noch köstlicher die letzten Orangen, welche an Wohlgeschmack alles übertrafen, was ich in Sicilien und Spanien gekostet. Auch prachtvolle Citronen waren da, daneben auffallend viel Kartoffeln, von Gemüse erinnere ich mich nur Bohnen gesehen zu haben.

Die Verpflegung in der Fonda Nahon war übrigens, um das hier gleich zu bemerken, sehr befriedigend, die Küche tadellos sauber und die Gerichte ganz nach europäischem Zuschnitt. Nur einmal wurden wir auf besonderen Wunsch mit dem arabischen Nationalgericht, Kuskussu, erfreut, das ich entschieden empfehlen kann, freilich nur da, wo man einer sauberen Zubereitung sicher ist — oder gar nichts davon merkt. Kuskussu besteht nämlich

aus feinem Weizenmehl, das unter Zusatz von etwas Oel mit der flachen Hand auf einer hölzernen Platte zu Kügelchen gerieben und dann gekocht wird. Er wurde uns civilisirt in einer Suppenterrine aufgetragen; nationalerweise kommt er bei der Diffä, der Hauptmahlzeit, in Form eines auf einer riesigen Holzschüssel aufgetragenen Berges, dessen Gipfel ein See aus geschmolzener Butter einnimmt, zur Verwendung. — In den maroccanischen Küchen spielen grosse flache Schalen aus Messing oder Bronze mit sehr zierlichen eingeschlagenen Mustern eine Hauptrolle; man hat sie bis zu mehreren Fuss im Durchmesser und die Verzierungen zeigen nicht selten noch vollkommen stylgerechte Zeichnung, welche an die Arabesken der Alhambra erinnert; sie werden hauptsächlich in Tanger und in der Stadt Marocco gemacht. Auch die hübschen Steingutgefässe mit grellen Verzierungen werden nicht in Tetuan verfertigt, sondern in Fez.

Von grossem Interesse ist ein Gang durch den maurischen Bazar, der ebenfalls unmittelbar am Marktplatz beginnt und sich durch eine ganze Reihe von Strassen hinzieht. Wie in anderen Städten, besteht auch er aus einer Doppelreihe offener Buden, welche gleichzeitig als Werkstätten und Verkaufsläden dienen. Reben ranken überall und geben den nöthigen Schatten gegen den Sonnenbrand; sie werden gestützt von Bündeln des starken Rohres, welche von weitem mit ihrer eleganten gelbbraunen Färbung einen recht angenehmen Eindruck machen und ganz wie sorgfältig canellirte Balken aussehen. Die Handwerke gruppiren sich meist zusammen; eine Strasse nehmen die Lederarbeiter ein und an sie schliessen sich die Schuh- oder richtiger Pantoffelmacher, welche hier das Handwerk sehr ins Grosse treiben und ihr Fabrikat selbst nach Andalusien absetzen. Auf allen Märkten und Ferien in Spanien begegnet man ihren Verkäufern so sicher, wie den Pirmasenzern bei uns. Dann kommen Sattler und, mehrere Strassen füllend, die Schreiner, deren buntbemalte Producte durch ganz Nordafrika gehen; eine Kiste aus Tetuan hat selbst der Beduine in seinem Zelte. Weiterhin kommen die ehrsamten Schneider und die Händler mit Stoffen und Teppichen, diese fast die einzigen im Bazar, welche europäische Waaren ausbieten, und dann, wieder mehrere Strassen füllend, die Bäcker und Mehlhändler. Nur die Waffenschmiede haben, wie schon oben erwähnt, ihre Werkstätten auf der anderen Seite

des Marktplatzes und die Hufschmiede, nach denen freilich hier nicht viel Nachfrage ist, treiben ihr Handwerk im Schatten von Weinlauben auf dem Soko selbst. Die Bevölkerung ist an Fremde gewöhnt und man kann sich unbelästigt überall bewegen, höchstens tönt einem aus dem Munde eines alten Fanatikers, der die alten Zeiten noch nicht vergessen hat, ein »Halluf« (Schwein) oder »Kelb« (Hund) nach, aber nur halblaut, denn die Baschadore in Tanger sind nahe und die Bastonade ist kein Vergnügen. Nur die Moscheen sind dem Fremden noch unzugänglich. Wir kamen gelegentlich, als wir mit Ali durch die Gassen schlenderten, an den Hauptmoscheen, deren Minarets bis oben hin in zierlichen Mustern mit bunten Azulejos bekleidet sind, vorbei; die Thüren waren offen und man hatte es nicht, wie in Tanger, für nöthig gehalten, das Innere durch einen Verschlag vor profanen Blicken zu schützen; sie waren mit Azulejos gepflastert, sauber und gut unterhalten. Ali liess uns übrigens nur einen ganz flüchtigen Blick hinein werfen und drängte dann weiter; so ganz ist den Tetuanern denn doch noch nicht zu trauen.

Im Bazar sind die Strassen gepflastert und nothdürftig sauber, sonst aber ist von Pflaster keine Rede und es herrscht ein Schmutz, der uns begreifen lässt, warum der Moslem die Pantoffel ablegt, wenn er ein Haus betritt. Vielfach sind die Strassen auf grössere Strecken hin überwölbt, oder es ziehen sich wenigstens in kurzen Abständen Bogen als Widerlager von einem Hause zum anderen; an solchen Stellen ist dann der Schmutz doppelt hoch aufgehäuft. Im Ganzen waren wir bei jedem Gange durch die Stadt froh, wenn wir die Strassen, in denen unser englischer Freund alltäglich schwelgte, im Rücken hatten und wieder in die freie Natur hinaustraten.

Auffallend ist dem Fremden die Menge der in Trümmer liegenden Häuser, welche dem Unkundigen auf einen Rückgang der Stadt hindeuten scheinen. Aber abgesehen davon, dass manche dieser Ruinen noch von der Verwüstung herrühren mögen, welche das geschlagene maroccanische Heer verursachte, ehe die Spanier einrücken konnten, muss man wissen, dass der Maure abergläubische Bedenken dagegen hat, ein unvollendetes Haus, wenn dessen Erbauer vor der Vollendung gestorben, anzukaufen und fertig zu machen; er lässt es verfallen, um so leichter, als Bauplatz und Material hier keinen sonderlichen Werth haben;

deshalb verlässt man auch baufällige Häuser und baut anderswo neu, ehe man sich auf kostspielige Reparaturen einlässt.

Wir machten auch der Kasbah einen Besuch, dem alten die Stadt überragenden Maurenschlosse, mussten uns aber mit der prächtigen Aussicht begnügen, da das Innere dem Fremden nicht zugänglich ist. Die Mauern sind ziemlich im Stande gehalten und von den Zinnen gähnen eine ganze Anzahl Zwölfpfünder herab. Trotzdem ist die Kasbah nicht vertheidigungsfähig, denn sie wird von dem Plateau der Sierra Bullones auf so geringe Distanz beherrscht, dass man sie mit gewöhnlichem Feldgeschütz in den Boden schiessen kann. Im spanischen Krieg hat man auch eine Vertheidigung gar nicht versucht.

Unmittelbar an die Kasbah schliesst sich der Begräbnissplatz; wir durften ihn aber nicht betreten wie in Tanger. Nur durch eine Mauerlücke konnten wir einen flüchtigen Blick darauf werfen. Er war grün bewachsen und sorgsam im Stande erhalten und zahlreiche weisse Kubbahs zeugten von der Pietät der Mauren Tetuans gegen ihre Todten. Auf dem Friedhof zu Tetuan ruht neben manchem frommen Moslem, neben dem heiligen Schaedeli, der, wie Maltzan berichtet, aus Gram darüber starb, dass er, der schwache sündhafte Mensch, der frömmste Mann im Islam sein sollte, auch einer der interessantesten Abenteurer des achtzehnten Jahrhunderts, Johann Wilhelm von Ripperda. Erst Zögling der Jesuiten in Cöln, dann reformirt, Oberst in holländischen Diensten, Gesandter nach Spanien behufs eines Handelsvertrags mit Spanien, dann wieder als frommer Katholik in spanischen Diensten, Günstling der Königin Elisabeth, Gesandter in Wien, nach dem Vertrag von Laxenburg allmächtiger Minister und zum Herzog erhoben, dann als Staatsverräther im Kerker zu Segovia, wieder in holländischen Diensten und reformirt, finden wir ihn 1730 in Marocco als Günstling und Rathgeber des Sultans Muley Abdallah und rechtgläubigen Moslem. An der Spitze eines maroccanischen Heeres bedrängte er 1732 die Festung Ceuta, wurde aber 1733 zurückgeschlagen und fiel nun in Ungnade. In Tetuan beschloss er schliesslich sein bewegtes Leben 1737, bis zum letzten Athemzug in weitaussehende abenteuerliche Pläne und namentlich in die des Königs Theodor von Corsica verwickelt. Es wäre nicht ohne Interesse, bei längerem Aufenthalt nach den Spuren dieses merkwürdigen Mannes zu forschen.

Zehn Tage vergingen uns in dem schönen Tetuan nur zu rasch. Für unsere Specialzwecke waren wir freilich etwas zu spät gekommen, aber unsere Ausbeute war trotzdem befriedigend und eröffnete uns durch ihre Uebereinstimmung mit der sicilianischen Fauna ganz neue Perspektiven in die Molluskengeographie. Hätte ich nicht unbedingt noch einige Zeit für Andalusien nöthig gehabt, so hätten wir uns wohl zu längerem Bleiben entschlossen, um so mehr als Herr Nahon uns das baldige Eintreffen eines kleinen Dampfers von Gibraltar in Aussicht stellte, was uns des mühsamen Rittes nach Ceuta enthoben hätte. Aber der Jackal blieb aus und wir mussten uns zum Reiten entschliessen. Herr Nahon besorgte uns in zuvorkommendster und uneigennützigster Weise die Reitthiere und ausserdem noch zwei zur Grenzüberschreitung unentbehrliche Dinge, einen Pass vom spanischen Consul und einen Mokhasni. Letztere, auch Machazini oder Dscheisch genannt, sind nicht, wie man gewöhnlich annimmt, Soldaten, sondern eine Art Polizei, von denen jeder Pascha, oder wie sein Titel in Marocco eigentlich lautet, jeder Amil eine Anzahl zur Verfügung hat; ihre Stellung entspricht der der Spahis in Algerien und der Zaptiehs in der Türkei. Sie erhalten für gewöhnlich keinen Sold, sondern haben ein Stück Land zu Lehen, von dessen Ertrag sie sich und ihr Pferd verköstigen müssen, mit dem Lehngut erbt ihr Amt fort; ihre Zahl gibt Lenz auf 3000 an. Die Leibwache des Sultans wird nicht, wie man häufig liest, von ihnen gebildet, sondern von einer Negertruppe, den Bokhari, deren Organisation übrigens ziemlich ähnlich ist. Beide Truppen zusammen bilden die reguläre Reiterei; daneben existiren noch einige tausend europäisch einexercirte Infanteristen, Askar, und einige Bataillone Artillerie. Im Kriegsfall wird der Harkah aufgeboden, der Landsturm, dem algerischen Ghum entsprechend. Dann muss jeder waffenfähige Mann kommen, zu Fuss oder zu Pferd, und mit den Waffen, die er gerade hat. Was dieser Landsturm werth ist, haben die Kämpfe gegen die Franzosen und Spanier gezeigt.

Am 24. Juni waren wir zeitig zum Aufbruch bereit. Unser Mokhasni war ein stattlicher freundlicher Mann auf einem recht hübschen gutgepflegten Apfelschimmel, natürlich in Landestracht, nur durch einen weissen Turban ausgezeichnet, die lange maroccanische Flinte über die Schulter. Die Thiere waren gut gehalten

und das Sattelzeug befriedigend; ein steinalter Araber, Hadsch Ahmed, trabte als Maulthiertreiber hinterher. Ausserdem nahmen wir noch unseren Ali mit, dem man trotz seiner Faulheit und seines Leichtsinns nicht böse sein konnte; diesmal hätte er uns aber beinahe eine böse Geschichte gemacht. Wir zogen es vor, zu Fuss durch die Stadt zu gehen, da wir ein paar Gassen mit sehr bedenklichem Pflaster zu passiren hatten. Die Thore der Mellah waren noch geschlossen, natürlich nur uns zu Ehren, um ein kleines Bakschisch zu erpressen; eine Peseta stellte die Wächter zufrieden. Dann ging es zum Stadtthor, wo ein angeblicher Thorwächter einen vergeblichen Versuch machte, auch eine Kleinigkeit zu erpressen, und langsam weiter durch die Gärten und über ein paar flache Hügelwellen. Tetuan präsentirt sich auch von dieser Seite auf seiner Terrasse mit den Prachtbergen im Hintergrunde ganz wundervoll, aber bald bogen wir um eine Ecke und die schöne Stadt entschwand unseren Blicken, wohl für immer. Der Weg führte durch eine stundenweite flache Haideebene, die mit Myrten und anderem niederem Holz ziemlich dicht bewachsen war. Alles ging ganz nach Wunsch und der faule Ali, der eigentlich gemiethet war, um das Maulthier meiner Frau zu führen, benutzte die Gelegenheit, um sich auf das Packpferd zu hocken. Plötzlich wurde das Maulthier störrisch und fing an sich seinen eigenen Weg zu suchen. Versuche, es wieder einzufangen, machten es nur immer toller und schliesslich ging es in vollem Galopp durch. Zum Glück blieb meine Frau kaltblütig und hielt sich am Sattel fest, bis nach einer tollen Jagd durch die Büsche das Thier, von den Soldaten und mir in die Mitte genommen, einen Augenblick anhielt und ihr gestattete, abzuspringen. So kam sie mit einigen leichten Contusionen davon, aber das Maulthier ging dann im rasendsten Galopp durch, verfolgt von dem Mokhasni und Ali, dem ich mein Pferd gegeben. Es dauerte über eine Stunde, bis sie zurückkamen, Ali hatte seine Pantoffeln und seinen riesigen Hut verloren, aber das Sattelzeug war zum Glück unverletzt geblieben. Meine Frau wollte natürlich das tückische Thier nicht wieder besteigen und im ersten Aerger befahl ich Ali mit demselben nach Tetuan zurückzukehren. Dort wäre ihm wahrscheinlich kein glänzender Empfang geworden und so bat und bettelte er lange, bis ich ihn wieder zu Gnaden annahm. Dem störrigen Thiere wurden die Koffer aufgepackt und

der Damensattel auf das Packpferd geschnallt, einen kleinen Grauschimmel der sich der Ehre auch ganz würdig bewies und recht anständig benahm. Ali musste aber mit blossen Füßen nebenher gehen und ihn führen, ihm zur Strafe und zum warnenden Exempel. Während des Umsattels gingen wir zu Fuss voraus und überschritten die niedere Hügelkette, welche das weit vorspringende Cabo Negro mit der Sierra Bullones verbindet. Auf der anderen Seite kamen wir wieder in eine weite Ebene, welche eine halbmondförmige Bucht einfasst, an deren anderem Ende wir die weissen Festungswerke von Ceuta glänzen sahen. Dem Meere entlang zog sich eine Dünenreihe, dann kamen ausgedehnte Sümpfe bis zum Fuss der steil abfallenden Sierra Bullones, auf deren Hochplateau sich verlockend eine Reihe von uns leider unerreichbaren Kalkbergen nach dem Affenberge hinzog. Nun begann der unerquicklichste Theil des Rittes. Stunde um Stunde zogen wir durch den glühenden Dünensand, unser Ziel stets vor Augen und ihm doch nicht näher kommend. Die Sonne brannte furchtbar. Ali, der in seinen blossen Füßen unbekümmert durch Dornen und Disteln gelaufen war, konnte es schliesslich nicht mehr aushalten und auf sein Bitten gab ihm der alte Hadsch seine Pantoffeln und ging selbst barfuss weiter, er schien vollkommen unempfindlich. Gegen Mittag erreichten wir einen ziemlich beträchtlichen Fluss, welcher das Wasser der Sümpfe dem Meere zuführte, unser Mokhasni wusste für ihn keinen anderen Namen als Uöd Rio, was wohl kaum ein Namen sein dürfte. Eine Reihe Pfähle bezeichnete die Furt. Der Mokhasni ritt zuerst hindurch und kam dann zurück, um mir sein Pferd zu übergeben, da dasselbe einen höheren Sattel habe. Das war aber nur ein Vorwand, später erfuhr ich, dass mein Rappe die edle Gewohnheit hatte, sich im Wasser zu legen, was mir allerdings nicht sonderlich angenehm gewesen wäre; das Wasser reichte übrigens bis zum Satteltgurt und die kurzen arabischen Steigbügel waren ganz praktisch. Ohne Abenteuer kamen wir über den Fluss und durch den ausgedehnten Sumpf auf der anderen Seite und erreichten den einzigen Rastort auf der ganzen Strecke, einen Brunnen trinkbaren Wassers in den Dünen, umgeben von blühenden Myrtenbäumen, die man an einer Stelle laubenartig zusammengebogen hatte. Während wir das Frühstück auspackten, kam ein arabischer Hund, sich die Abfälle zu holen,



er komme jedesmal, sobald er Reiter sehe, sagte Ali, der die Tour schon oft gemacht; menschliche Wohnungen waren nirgends zu erblicken.

Nach kurzer Rast ging es weiter, anfangs noch unter blühenden Myrten hin, dann wieder durch den glühenden Dünensand, Ceuta in immer gleicher Ferne vor Augen. Am Strande lagen zahlreich grosse Muschelschalen, *Cardium*, *Pectunculus*, *Tritonium* u. dgl. Ali hatte das Pferdeführen längst aufgegeben, und als ich mich einmal umsah, kam er ganz vergnügt auf dem Maulthier hinter uns hergeritten und hatte meinen Sonnenschirm aufgespannt, worüber der Hadsch denn doch den Kopf schüttelte. Noch einige Stunden zogen wir durch den Sand, dann traten die Hügel dicht an den Straud und der Weg ging bald steil hinauf, bald wieder hinunter, in einer Weise, dass man sich in Europa bedenken würde auf dem Pferde zu bleiben. Indess ging Alles gut ab. Kurz vor dem maroccanischen Grenzposten stiegen wir ab, um wo möglich noch etwas zu sammeln, aber die Ausbeute war sehr gering.

Gegen fünf Uhr überschritten wir die spanische Grenze, mit freundlichem Buenos dias von der Wache bewillkommt. Wir waren wieder in civilisirtem Gebiet und bald lag Ceuta mit seinem dreifachen Mauerring vor uns. Es dauerte noch einige Zeit, bis wir uns durch die Festungswerke hindurchgewunden hatten und die Passformalitäten erledigt waren. Dann ging es durch eine breite, saubere, mit Akazien bepflanzte Strasse zur Fonda, die wir leider besetzt fanden, so dass wir mit einem nicht gerade glänzenden Quartier in einem Nachbarhause vorlieb nehmen mussten.

Ceuta bietet dem Fremden nicht viel; es ist eine ächt spanische Stadt, welcher man überall die Festung und das Zuchthaus anmerkt. Sie liegt auf einer weit vorspringenden Landzunge, welche an ihrem Ende einen Pik bildet, der die Citadelle trägt. Die Stelle ist wie zur Anlage einer Festung geschaffen; schon die Römer hatten hier die wichtige Station *ad septem fratres*, woraus die Araber *Sebda* und die Spanier *Ceuta* machten. Die Stadt selbst liegt auf der Halbinsel zwischen Citadelle und Festland, nach allen Seiten von gewaltigen Festungswerken geschützt, an denen mehr als einmal die Maroccaner sich ihre Köpfe eingestossen haben. In ihr herrschen natürlich Soldaten und Sträflinge, deren

Zahl sich auf ca. 4000 beläuft vor; überall sieht man sie truppweise arbeiten. Ihre Behandlung scheint keine allzu strenge zu sein; doch hält man nach dem Festland hin strenge Wacht, weil hier nicht, wie z. B. in Melilla, die Maroccaner diese Sorge übernehmen. Dort ist Desertion sicherer Tod, Flüchtlinge aus Ceuta aber werden, wenn sie zum Islam übertreten, oft ganz freundlich aufgenommen, und manche von ihnen haben es am maroccanischen Hof zu hohen Ehren gebracht. — Früher lag die maroccanische Grenze auf Kanonenschussweite von der Mauer von Ceuta; der letzte Frieden hat der Stadt einen kleinen Zuwachs gebracht und wenigstens einigen Ackerbau gestattet, doch muss die Verproviantierung immer noch von Algesiras erfolgen, mit dem täglich ein Dampfschiff die Verbindung unterhält. Mit Marocco findet durchaus kein Verkehr statt und meinen Plan, von Ceuta aus einen Abstecher nach dem noch unerforschten Affenberg zu machen, musste ich alsbald aufgeben. Ein solcher wäre nur zu Schiff von Gibraltar oder zu Land von Tanger aus möglich, aber dann müsste man unbedingt Zelte mitnehmen und ein paar Tage im Freien lagern. Die Resultate würden für die aufgewandten Kosten entschädigen, aber man müsste spätestens Anfang Mai kommen.

Das Leben in Ceuta gewinnt einiges Interesse durch die Maurinnen, welche sich hier sehr ungenirt auf der Strasse zeigen; sie sind ziemlich phantastisch costümiert und tragen ein rothes Tuch turbanartig um den Kopf. Ihre männlichen Verwandten dienen in einer Truppe, die man den Turkos nachgebildet hat und von der man für spätere Zeiten viel zu hoffen scheint; eben ist ihre Zahl aber noch gering.

Wir hatten nach dem anstrengenden Ritt keine Lust, schon am anderen Morgen um sechs wieder zu Schiffe zu gehen und blieben darum den 24. Juni in Ceuta. Ich lief in den sauberen gutgepflegten Strassen herum, besah mir die gewaltigen Festungswerke, denen man überall ansieht, dass die Arbeit hier nichts kostet, die riesigen Cisternen vor dem Thore, und erstieg den Citadellenhügel, dem ein paar Opuntienpflanzen und ein Wäldchen der Strandkiefer wenigstens einiges Grün verleihen. Die Aussicht muss hier bei klarem Wetter herrlich sein, aber bei meinem Besuch war sie so trüb, dass man nicht einmal Gibraltar erkennen konnte, und der Sonnenbrand trieb mich bald wieder nach Hause. Im Ganzen verlief der Tag ziemlich unerquicklich und lud durch-

aus nicht zu längerem Bleiben ein. Wir sorgten uns also noch am Abend für die schriftliche Erlaubniss zum Verlassen der Stadt, ohne die man vom Dampfer nicht aufgenommen wird — sie kostet merkwürdiger Weise nichts — und früh am Morgen waren wir an Bord, in der Eile noch gründlich geprellt von unserer Wirthin, gegen deren Monopol kein Remonstriren hilft.

Der Hafen befindet sich an der Westseite der Halbinsel, gegen den Levanter geschützt. Punct sieben Uhr fuhr die Maria, ein kleines aber gutes Schiff, ab und zwei Stunden später waren wir in Algesiras. Es war so trüb, dass wir den Felsen erst erkannten, als wir in der Mitte der Strasse waren, und in der Höhe sah es ziemlich unheimlich aus, aber es blieb still bis hinüber, und ein paar Affen, die einem fahrenden Künstler gehörten, sorgten in Verbindung mit den Schiffsjungen für unsere Unterhaltung. In der Fonda Salinas und bei den Schiffern am Strand wurden wir als alte Bekannte freudig willkommen geheissen, aber ehe wir uns zum Frühstück setzen konnten, kam schon das Boot von Gibraltar herüber und wir mussten fort, wenn wir nicht bis zum Nachmittag bleiben wollten. Dazu hatten wir keine Lust, denn um die Felsenspitzen sammelten sich schon die Nebel, die den Levanter anmelden. In aller Eile erwarb ich noch eine Quantität interessanter Muscheln, welche die Fischer derweil für mich gesammelt, und dann gings hinüber über die Bai, umspielt von den Delphinen, die sich wie toll geberdeten. Um elf waren wir wieder in unserem alten Quartier.

Die Ruhe und namentlich das civilisirte Brod — in Tetuan hatten wir nur ein dichtes, schweres, süssliches Griesbrod erhalten — thaten uns recht wohl und ruhig hörten wir den Levanter um den Felsen heulen, dass das Haus zitterte und wir vor dem Geklapper der Fenster kaum schlafen konnten. Ich machte Montag noch einen Gang zum Felsen hinauf, um eine Quantität der seltenen *Helix Scherzeri* einzuthun und fand die Vegetation merklich mehr verbrannt, als ein paar Wochen früher. Dann hiess es Kisten packen und spediren, Briefe schreiben u. dgl. Am 29. sollte ein englischer Dampfer nach Malaga gehen, und da der Wind sich gelegt, beschlossen wir ihn zu benutzen, aber wir hatten unsere liebe Noth um noch rechtzeitig fertig zu werden und die Lisboa zu erreichen, die uns für immer hinwegtragen sollte von den Säulen des Hercules.

## Zwölftes Capitel.

Malaga. — Ronda.

Das Mittelmeer schien sich bei dieser unserer letzten Seefahrt auch einmal in guter Laune zeigen zu wollen, zum erstenmal sah ich es so, wie es gewöhnlich geschildert wird. Der Levanter hatte sich ausgetobt, ein schwacher Südost war gerade stark genug, um den Segelschiffen das Auslaufen aus der Meerenge zu ermöglichen, aber das Meer lag vor uns glatt und eben, wie ein Teich. Die Meerenge wimmelte von Schiffen: wir zählten einige dreissig, die nach dem Ocean hinausstrebten. Auch den Meerthieren schien die Stille zu behagen, mehrfach sahen wir die Rückenflosse des Hammerhais, ein manns langer Sägefisch schwamm dicht am Schiff vorbei, grosse Rochen trieben im Sonnenschein an der Oberfläche und geraume Zeit begleitete uns eine Delphinherde von mindestens hundert Stück, die lustig im Spritzwasser am Vordertheile spielten. Kleinere Thiere sah man aber kaum, namentlich spähte ich umsonst nach den grossen Quallen, welche die Nordsee so beleben.

Die Fahrt ging immer der spanischen Küste entlang, leider waren ihre zackigen Formen schon von der Calina verhüllt, einen höhenrauchartigen Staubebel, welcher in Südspanien überall im Sommer die Aussicht verschleiert und nur nach starken Gewitterregen verschwindet. Diese Trübung hat natürlich mit unserem Höhenrauch weiter nichts gemein und scheint nur Staub zu sein. Nach einer siebenstündigen Fahrt liefen wir in die Bucht von Malaga ein und warfen Anker neben zahlreichen anderen Dampfern. Leider sollte uns hier noch im letzten Momente ein unangenehmer Zufall begegnen. Die Matrosen hatten unseren Koffer unvernünftiger Weise unter Deck gebracht; als sie ihn nun wieder heraufholen wollten, glitt das Tau ab und er stürzte hinunter in den Raum, wo er natürlich zerbrach und seinen Inhalt umherstreute. Der Kapitain bedauerte den Unfall und versprach Schadenersatz; doch war es nicht nöthig, da von unseren Effecten zum Glück nichts ernstlich beschädigt war.

Nahe dem Hafen fanden wir in der Fonda de Madrid ein gutes Quartier, Mosquitonetze an unseren Betten bewiesen, dass

Malaga von dieser Plage nicht frei ist. Am anderen Morgen holte ich zunächst meine Effecten, die am Abend nicht mehr aus Land hatten gebracht werden können; die Douane war auch hier eine blosser Form und verlangte kein Trinkgeld; in der Beziehung muss sich Vieles gebessert haben in Spanien. Der Aduanero der mich an Bord begleiten musste, war für eine halbe Peseta, die ich ihm gab, sehr dankbar, aber er hatte sie nicht beansprucht.

Während meine Frau die Effecten revidirte und säuberte, machte ich mich auf den Weg zu einer Recognoscirungstour. Ich ging zunächst zum Hafen, der von grossen Schiffen wimmelte, denn Malaga ist das natürliche Ausgangsthor für den grössten Theil von Oberandalusien und die Alpujarras. Noch ist die Bucht nach Süden ungeschützt, aber man ist eben sehr eifrig daran, durch einen gewaltigen Damm auch den Südwind abzuhalten und dann wird der Hafen von Malaga an Sicherheit nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Am Quai sind zahlreiche Seebäder, aber das Wasser war hier im Hintergrunde des Hafens so entsetzlich schmutzig, dass ich trotz der Hitze auf diese Erquickung verzichtete. Hinter dem Hafen liegt auf einer steilen Felsenhöhe das alte Maurencastell Gibralfaro; es wird im Stande erhalten und dient noch als Citadelle. An seinem Fusse liegt die Plaza de Toros, eine der schönsten Spaniens, umgeben von einem üppigen, besonders an Bananen reichen Garten.

Auf einem steilen Zickzackpfade stieg ich zum Castell hinauf, das leider nur gegen eine besondere Erlaubniss zugänglich ist; verfallene Mauern verbinden es mit den Trümmern des tieferliegenden maurischen Königspalastes, des Alcazar. Der Fels besteht aus kieseligem Thonschiefer, trotzdem fand ich eine Anzahl Schneckenarten darau, allerdings tief verborgen in den Spalten. Die gute Zeit für mich war im Süden offenbar vorbei, die Schnecken hatten sich schon zur Sommerruhe begeben und auf dem Markte war gar nichts mehr zu haben.

Den Rückweg nahm ich durch die Stadt an der gewaltigen Kathedrale vorbei, von deren schöner Façade man leider keine rechte Ansicht gewinnen kann, da die Häuser überall zu nahe herantreten. Ein schattiger Garten, in dem wieder die Banane die Hauptrolle spielt, umgibt die Kathedrale von drei Seiten und verbindet sie mit dem Seminar und dem erzbischöflichen Palast.

Nach dem Frühstück suchten wir uns den Weg durch die

engen Gassen der Stadt nach der Landseite hin. Wir kamen zunächst auf die Plaza de Riego, ein ulmenbepflanztes Viereck, mit einem teichartigen Brunnen in der Mitte, welchen die üppigste Südvegetation umgibt. Auch in dem Teiche sind Blumenbeete angelegt; Palmen und Bananen erheben sich über die riesigen Blätter der Caladien, zwischen denen sich die mannigfachsten Schlingpflanzen hindurchwinden. Einen ähnlichen Garten fanden wir eine Strasse weiter auf der Plaza de la Vittoria und einen dritten, noch üppigeren an einem ehemaligen Kloster vor der Stadt, das nun als Militärhospital dient. Hecken von Lantana, durchraukt von Winden, wildem Wein und Clematis bildeten abenteuerliche Massen von Grün, über die sich eine prächtige Araucaria erhob. Die Bananen standen vielfach in Blüthe, während andere schon Früchte angesetzt hatten, die Blätter waren noch nicht vom Winde zerschissen, man sah ihnen so recht das fröhliche Gedeihen an. Auch die köstlichste der Tropenfrüchte die Cherimolia (*Anona cherimola*), welche noch in Palermo nicht gedeihen will, ist in den Gärten Malagas häufig und reift alljährlich ihre schuppigen Aepfel.

Nachdem wir die Stadt verlassen, lief die Strasse noch längere Zeit durch die Ebene bis zu dem cypressenbepflanzten Campo Santo. Dann begann sie im Zickzack anzusteigen. Hier herrscht der Cactus, schon mit Früchten bedeckt, aber dazwischen immer hier und da noch einmal mit einer goldgelben Blume geschmückt. Die Felder waren schon abgeerntet, auf ihnen standen überall Mandelbäume, die aber fast ausnahmslos schlecht aussahen und an Gummifluss litten; Weinberge findet man nach dieser Richtung hin wenig. Unsere Ausbeute war nicht sonderlich glänzend; eine Zwergform der *Helix lactea* sass an den Stämmen und in deren Spalten festgekittet, oft in ganzen Klumpen zusammen, und ein paar kleine Arten hingen an den Grashalmen oder lagen auf dem Boden umher. Um so prächtiger war die Aussicht von der Höhe hinter dem Gibralfaro. Nach der einen Seite hin dehnte sich ein seltsam verworrenes Hügelland, besät mit weissen Landhäusern, die Heimath des edlen Malagaweines, überragt von einer mächtigen kühngeformten Sierra. Auf der anderen Seite lag die grosse Stadt mit ihrer alles überragenden Kathedrale, umgeben von der fruchtbaren Vega, eingefasst von einem Bergkranze, in dessen Einbuchtungen Eucalyptuswälder in dunklem Grün prangten. Weiter-

hin erhoben sich die Berge von Ronda, von dunklen Wetterwolken überlagert.

Durch eine tief eingerissene Schlucht kehrten wir zur Stadt zurück auf den Riegoplatz, wo wir uns vor einer Erfrischungsbude niederliessen. Der Platz ist mit einem Obelisk geschmückt, auf welchem die Namen von 49 angesehenen Malagueños eingegraben sind, welche Moreno am 11. December 1831 hier erschossen liess. Die zudringliche Neugier des Publikums machte uns aber unseren Platz bald unbehaglich. Ich konnte gar nicht begreifen, warum wir hier in der grossen Handelsstadt, wo man doch an den Fremdenverkehr gewöhnt sein sollte, so auffielen; in Ronda und Granada und selbst in Madrid war das nicht minder der Fall und erst dort löste mir ein Zufall das Räthsel. Meine Frau trug nämlich noch den in Nordafrika allgemein gebräuchlichen Musselinschleier um den Hut und ausserdem bei Excursionen spanische Alpagates; das ist bei Damen in Spanien nicht gebräuchlich, und da unsere Gesichtsfarbe durch die Excursionen auch leidlich dunkel geworden, hielt man sie allgemein für eine Maurin und hatte mich sogar möglicherweise im Verdacht, ich habe sie entführt. Das wurde uns aber erst in Madrid klar und als meine Frau dort einen neuen Hut kaufte, sah uns kein Mensch mehr an, bis dahin hat uns aber die Neugier der Spanier sehr oft amüsirt, freilich mitunter auch erheblich belästigt. Abends gingen wir noch einen Augenblick auf die Alameda, einen geräumigen baumbepflanzten Platz, welcher sich vom Hafen bis zum ewig trockenen Bette des Guadalete erstreckt. Da keine Musik spielte, war er nicht sonderlich belebt, und ob die Malagueñas wirklich so hübsch sind, wie behauptet wird, liess sich bei der erbärmlichen Gasbeleuchtung nicht erkennen.

Am ersten Juli nahmen wir unseren Weg in der Richtung nach Velez Malaga. Rossmässler hat dort an Kalkfelsen einige interessante Sachen gesammelt und das lockte uns. Die Hitze war fürchterlich, die Strasse mehrere Zoll hoch mit Staub bedeckt, Staub die Farbe der ganzen Gegend. Landhäuser der Kaufleute von Malaga erstrecken sich längs der Strasse bis nach San Telmo, oft mit reizenden Gärten. Dann schiebt sich ein Vorgebirge bis in die See hinein; die Chaussee übersteigt es in steilen Serpentinaen, wird es aber wohl bald bequemer haben, denn man ist eben daran, das Cap zur Aufführung des Hafendamms zu

verwenden und hat schon ein gutes Stück abgetragen. Der Berg besteht aus einem kieselreichen Kalk, bot uns aber auch keine besonders reiche Ausbeute. Doch fanden wir hier eine Schnecke, welche Rossmässler mit der nordafrikanischen *Leucochroa cariosula* identificirt, welche aber wahrscheinlich gut davon verschieden ist; sie ist interessant als die am weitesten westlich vorkommende Form ihrer Gattung in Spanien. Hier waren vielfach Reben angepflanzt; die Trauben begannen eben durchscheinend zu werden und waren hier und da schon zu geniessen, daneben sah man aber auch noch Stöcke mit Gescheinen, sie scheinen hier sehr unregelmässig zu reifen. Bei einem einzelnen Hause sahen wir auch die Anstalten zum Trocknen der grossen Rosinen, um deretwillen besonders Velez Malaga berühmt ist. Er sind schräge, gegen die Sonne gerichtete Beete mit fest gestampftem Boden, auf denen man die Trauben der Einwirkung der Sonne aussetzt. Um den Traubenrosinen mehr Glanz zu geben, taucht man sie in eine schwache Aschenlauge und dann in mit Oel vermischtes Wasser.

Die Weinlese beginnt in Malaga gewöhnlich gegen den 20. August. Nur ein Theil der Trauben wird alsbald gepresst und einige Zeit auf der Hefe gähren lassen, dann aber, noch ehe die Gährung vorüber ist, abgefüllt und in die grossen Weingeschäfte nach Malaga geliefert, wo man den Saft in Bottiche von bis zu 50000 Liter Inhalt ausleert und dort weiter behandelt. Der bei weitem grössere Theil der Trauben wird nicht frisch verwandt, sondern in die Sonne zum Trocknen gelegt und als Rosinen nach Malaga gebracht. Dort beginnt man Ende October mit ihrer Verarbeitung. Die Trauben werden (nach Fraas) auf einer Marmortenne handhoch aufgeschichtet, mit Wasser angefeuchtet und mit einer Art Dreschflegel bearbeitet, dann von einer Anzahl Männer, welche Espartoschuhe mit Holzsohlen anhaben, ausgetreten. Der Brei wird dann in grossen Gefässen gesammelt und mit hydraulischen Pressen ausgepresst. So entsteht der Pedro Jimenez, aus welchem durch Zusatz von Sprit und Wasser alle möglichen Sorten Malaga und andere südspanische Weine bereitet werden. Zur Färbung dient die sogenannte Color, der bis zur Syrupdicke eingekochte Saft.

Die Weinproduction ist übrigens auch hier von ihrem Todfeinde bedroht; seit vier Jahren zeigt sich die *Phylloxera* in



Spanien, aber, ächt spanisch, man schliesst die Augen gegen die Gefahr, um nicht zu eingreifenden Massregeln und zur Ausrottung der noch rentirenden Weinberge gezwungen zu werden.

Zwischen den Weinstöcken hatte mau vielfach Garbanzos angepflanzt, die auch schon mit Schoten bedeckt waren. Am anderen Abhang des Caps kamen Anpflanzungen von Oel- und Mandelbäumen, an denen wir einige Ausbeute machten, doch entsprach dieselbe den Austreibungen bei der Gluthhitze nicht und so wandten wir uns bei einem Pulvermagazin, das hier in traulicher Nachbarschaft mit einem Kalkofen lag, wieder nach der Strasse. Auch hier waren grosse Eucalyptuspflanzungen angelegt, welche ausgezeichnet gedeihen und bei dem raschen Wachsthum des Baumes in diesen holzarmen Gegenden eine erhebliche Rente abwerfen. Der Eucalyptus verlangt aber wenigstens zeitweise Wasser und kann darum nur in Ebenen und Ramblas gebaut werden; zur Wiederbewaldung der kahlen Sierren ist er untauglich. Die Lente haben für ihn noch keinen spanischen Namen gebildet und kennen ihn unter dem botanischen.

An einem kleinen Ventorillo in dem noch zur Gemeinde Malaga gehörigen Dörfchen Palo machten wir Halt und erquickten uns am köstlichen Malagawein, der hier in seinem Naturzustande, ohne Spritzusatz, ganz anders mundet, als bei uns. Die freundliche Wirthin setzte sich zu uns und erzählte uns alles mögliche; derweil gerieth ihr hoffnungsvoller Sprössling an den Wein und trank sich in aller Eile einen so gründlichen Rausch an, dass er wie todt dalag. Zum Glück half sich die Natur rasch und die Wirthin kam mit dem Schrecken davon. Andere Jungen spielten derweil vor der Thüre; sie ahmten die Katzen nach und entwickelten eine ohrenzerreissende Virtuosität im Miauen; se gatano, sagte die Wirthin.

Den Heimweg nahmen wir längs des Meeres durch die Arbeitsstelle der Steinbrecher. Es wird hier mit allen Hülfsmitteln der modernen Technik gearbeitet, Dampfkrahnen bewegen die Massen und verladen sie auf Eisenbahnwagen, welche an einem kleinen Molo unmittelbar in Schleppkähne fahren und durch eigene kleine Dampfer nach der Versenkungsstelle geschleppt werden. Die Arbeiter sind meistens Italiener, Spanier mögen für sieben Realen den Tag nicht so angestrengt arbeiten. Der Ingenieur ist ein Deutschböhme; ich könnte aber nicht sagen, dass er sonderlich

entgegenkommend gewesen wäre, als ich ihn um einige Auskunft über die Arbeiten ersuchte.

Ein Gewitter kam von Ronda herüber, zog aber leider vorbei. In dem schon furchtbar verbrannten Malaga war für uns nicht mehr viel zu machen, wir entschlossen uns also, schon am folgenden Tage die Küste zu verlassen und den kühleren Bergen von Ronda zuzustreben.

Von allen südspanischen Städten macht keine einen so eminent südlichen Eindruck wie Malaga; Nordafrika kann sich nicht entfernt mit diesen Thälern am Südbhänge der Nevada, welche kein rauher Wind berührt, messen. Ich habe schon erwähnt, dass die sonst am Mittelmeer nur einzeln angepflanzte Banane hier für den Gartenbau von Bedeutung wird und dass die *Cherimoja* gedeiht; noch mehr wird das bewiesen durch die Wichtigkeit, welche die Cultur des Zuckerrohrs für diese Gegenden erlangt hat. Ueberall am Mittelmeer ist sonst dieses ächte Tropengewächs, das auch nicht den geringsten Kältegrad ertragen kann, verschwunden; die Araber freilich bauten es seiner Zeit auch in Nordafrika, Sicilien und namentlich in Syrien, wo die Kreuzfahrer 1099 bei Tripolis den Zucara kennen lernten und so köstlich fanden, dass sie den Weitemarsch nach Jerusalem um ein paar Tage verzögerten. Nur in Egypten hat der Vicekönig wieder Plantagen angelegt. In Südspanien datirt seine Cultur auch aus der neuesten Zeit und heute produciren allein in der nächsten Umgebung von Malaga vier grossartige Zuckerfabriken jährlich gegen 90000 Centner Zucker und zahlreiche ähnliche Etablissements liegen bis nach Motril hin zerstreut. Falls nicht etwa Rücksichten auf Cuba die Regierung veranlassen, den Anbau des Zuckerrohrs zu erschweren, wird der spanische Zucker den aus den Colonien bald verdrängt haben.

Malaga ist uralte; schon die Phönizier hatten hier eine Station, dann kam es an die Karthager, ergab sich aber rechtzeitig an Rom und wurde darum von den Römern protegirt. Seine grösste Bedeutung erlangte es unter den Mauren, die es schon 710 eroberten und behaupteten, bis es 1487 nach einer schrecklichen Belagerung von Ferdinand dem Katholischen erobert wurde, welcher seine ganze Macht daran setzte, um Granada seinen letzten Hafen zu entreissen. Unter der spanischen Herrschaft trat es gegen Sevilla und Cadix zurück, blieb aber wegen seiner fruchtbaren

Umgebung und als Ausfuhrplatz für die Produkte Granadas immer von Bedeutung, bis ihm die Neuzeit einen neuen Aufschwung brachte. Jetzt hat die Stadt gegen 120,000 Einwohner, der Hafen ist nach dem von Barcelona der besuchteste Spaniens und die Zahl der einlaufenden Schiffe beläuft sich auf 5000jährlich. Der Hanpthandel ist in englischen Händen, die deutsche Colonie ist nicht sehr bedeutend. Aber auch einheimische Industrie hat sich entwickelt und neben den Zuckerraffinerien bestehen ein paar grossartige Spinnereien, eine riesige Fächerfabrik, deren Arbeiterhäuser eine kleine Stadt für sich bilden, und die berühmten Eisenwerke der Gebrüder Heredia.

Eine Zukunft hat Malaga wohl auch als klimatischer Kurort; sein trockenes Klima mit fast ständigem Sonnenschein, seine gegen Nord und Ost durch Berge geschützte Lage bekommen Brustkranken ausgezeichnet und in jedem Winter suchen eine Anzahl Engländer hier Genesung. Jedenfalls ist Malaga in Spanien der günstigste Punet zur Ueberwinterung, aber für Deutehe kann es mit den Kurorten der Riviera nicht concurriren.

Ronda ist das Herz Hochandalusiens; die Bewohner der Serrania de Ronda haben die nationalen Sitten und Character-eigenthümlichkeiten am trenesten bewahrt; die Maestranza\*) von Ronda ist die erste in Spanien und nur bei den Corridas von Ronda kann ein Espada den höchsten Ruhm erwerben. Dort hoffte ich endlich auch den ächten Majo andaluzo, den typischen Andalusier zu treffen, den ich auch in Malaga nicht gefunden und ächt südspanisches Leben zu finden. Also auf nach Ronda.

Früher war es nicht eben leicht, diese Stadt zu erreichen; wie ein verwunschenes Schloss lag sie inmitten ihrer Serrania, nur auf halsbrechenden Reitpfaden durch zwölfstündigen Ritt zugänglich; kein Fuhrwerk hatte seit den Römerzeiten ihre Strassen entweiht. Seit der Vollendung der Bahn von Malaga nach Cordoba ist das anders geworden; eine gute Strasse führt von Ronda nach der Station Gobantes und eine tägliche Diligence vermittelt eine regelmässige Verbindung. Nur darf man nicht unterlassen, das Billet für die Diligence schon in Malaga zu nehmen, wenn man nicht riskiren will in dem tranrigen Gobantes liegen zu bleiben, denn Beiwagen sind in Spanien eine unbekannte Einrichtung, im

\*) Ritterliche, mit vielen Vorrechten ausgestattete Gesellschaft junger Leute zur Abhaltung von Stiergefechten u. dgl.

Bureau bekommt man auch gleich die Billete für die Eisenbahn und wird überhaupt dort schon zur Beförderung übernommen.

Wir stärkten uns noch durch ein tüchtiges Frühstück, übergaben dann unseren Koffer der Hôtelbesitzerin, denn die spanischen Diligencen berechnen für Ueberfracht eine sündhafte Taxe und wir wollten ohnehin noch einmal nach Malaga zurück, und begaben uns kurz nach Mittag zum Bureau der Diligence. Dort hatten wir aber noch eine halbe Stunde zu warten, bis der Omnibus angerollt kam, der uns zu dem auf der anderen Seite des Guadalete liegenden Bahnhof bringen sollte. Eine hübsche Brücke führt über den sogenannten Fluss, sie wird aber nur benutzt in dem seltenen Falle dass der Fluss Wasser führt; sonst fährt man durch die Rambla.

Die Bahn durchschneidet die Vega von Malaga, die anfangs mit Weinbergen, später mit Waizenfeldern bedeckt ist, eine fruchtbare Fläche von fast 6 Stunden Länge und 3 Stunden Breite; überall sind Eucalyptus angepflanzt, was entschieden zur Verschönerung der Gegend beiträgt. Am Guadalhorce angelangt, einen auch im Sommer nicht versiegenden Fluss, wendet sich die Bahn landein. Von La Pizarra ab rücken die Berge näher zusammen, und das Thal wird zu einem Garten, gegen den selbst die paradiesischen Gegenden von Burriana und Jativa keinen Vergleich aushalten können. Die Orangenbäume haben hier völlig die Stärke und Höhe unserer Obstbäume; sie bilden einen dichten Wald, in dem die Landhäuser des reichen Malagueños, von sorgsam gepflegten Ziergärten umgeben, liegen. Palmen, Bauanen, Araucarien, Bambus und Zuckerrohr lassen das Bild noch tropischer erscheinen. Ihren Höhepunct erreicht die Gegend bei Alora, das, von den Ruinen maurischer Kastelle überragt, in einem kleinen Kessel liegt. Dann wird das Thal enger, die Berge nehmen kühnere Formen an und die Bahn beginnt stark zu steigen. Noch eine kleine Wasserstation, dann schiebt sich eine ungeheure Felsenwand quer vor und nun beginnt eine Strecke, die an grossartiger Wildheit ihres Gleichen sucht. In einer schmalen, tiefen Klamm, dem sogenannten Hoyo, durchbricht hier der Guadalhorce den Rand der Hochebene; die Kluft ist so schmal, dass sie nicht einmal für einen Fusspfad Raum bietet; die Bahn konnte ihr nicht folgen und es waren 11 Tunnels nöthig, die nur durch ganz kleine Zwischenräume getrennt sind, um ihr den

Weg in das obere Thal des Flusses zu bahnen. Die Tunnels sind zusammen über 1½ Stunden lang; in den schmalen Zwischenräumen sieht man tief unten den Fluss über Felsen schäumen und toben. Solche Defileen gibt es in Andalusien viele, und gar manche von ihnen sind mehr wie einmal von Blut getränkt worden, ehe es dem Kreuz gelang, den Halbmond für immer zu vertreiben. Gar nicht weit vom Hoyo liegt an der Strasse von Antequera nach Malaga die Cuesta de Matanza, wo ein grosses Christenheer, das Malaga erobern sollte, von el Zagal vernichtet wurde, ohne dass die Christenritter einen Feind zu Gesicht bekommen hätten.

Unmittelbar am Ausgang des letzten Tunnels liegt Gobantes, die Station, von wo die neue Strasse nach Ronda abgeht. Nirgends ist der Uebergang aus der Orangenregion in die Olivenregion so scharf und plötzlich wie hier. Orangen und Bauanen sind völlig verschwunden. Die Gegend hat ein vollkommen anderes, nordischeres Gepräge angenommen. Der Guadalhorce fliesst nun in einem flachen Wiesenthale und die Felsen verschwinden vollständig; Bäume sind wenig da und es sind ausschliesslich Oelbäume und immergrüne Eichen; an den Hängen sind ausgedehnte Felder mit Weizen und Garbauzos. Nur die Aloë findet sich noch, aber nicht mehr so üppig, wie in der Küstenebene. Gobantes selbst ist ein erbärmliches kleines Nest, das durch die Diligence nach Ronda noch keinen sonderlichen Aufschwung genommen hat.

Eine Diligence nach Ronda ist zwar ein Fortschritt gegen früher, aber so ganz gross ist derselbe doch nicht und wir bekamen einen kleinen Schrecken, als wir den engen Kasten sahen, in dessen Interior acht Personen gepackt werden sollten. Und dabei stand neben dem Fuhrwerk einer der Passagiere, der von Gott und Rechtswegen zwei Plätze hätte bezahlen müssen! Indess zum Einsteigen war es noch nicht Zeit, der Zug von Cordoba musste abgewartet werden, und wir hatten somit noch zwei Stunden vor uns, die wir nicht besser verwenden konnten, als zu einem Besuch der nah und lockend genug gelegenen Felsen. Wir machten auch eine ganz befriedigende Ausbeute, freilich nur in den tiefsten Felsenspalten, in die sich alles Leben vor der Sommerhitze geflüchtet hatte. — Der Zug kam auffallend pünctlich, und beinahe wäre das Unglaubliche geschehen und die Diligence ein paar Minuten vor der bestimmten Zeit abgefahren, wenn sie nicht auf

uns hätte warten müssen. Nicht ohne Schwierigkeit zwängten wir uns in den engen Kasten, der Delantero schwang sich auf das vorderste der sechs Maulthiere, der Mayoral nahm die Zügel, der Zagal, welcher sich in Ermangelung eines anderen Platzes auf das Trittbrett postirt hatte, schwang seine kurze Peitsche und fort ging es im sausenden Galopp auf der zum Glück recht guten Strasse. Dieselbe folgt einem breiten, gut angebauten, langsam ansteigenden Thale. Noch eine kurze Zeit lang blieb uns die Aloë getreu, dann nahm die Gegend ein mehr nordisches Gepräge an, Steinobst und Ulmen waren um die Gehöfte gepflanzt und zwischen den üppigen Oleander mischte sich unsere Korbweide. Wir passirten zwei kleine Dörfer und hielten mit sinkender Nacht in Las Cnevas, wo umgespannt wurde. Das Wirthshaus war ächt spanisch, nur ein grosser Raum, dessen eine Hälfte den Menschen, die andere dem Vieh zugetheilt ist. Das Dorf selbst hat seinen Namen von ausgedehnten Höhlen, welche als Wohnungen dienen; da wir auch auf dem Rückweg in der Nacht vorbeikamen, konnte ich sie leider nicht in Angensehein nehmen.

Durch die Nacht ging es danu weiter, bis wir um 11 Uhr Ronda erreichten. Zu Essen gab es natürlich nichts mehr und wir mussten froh sein, dass wir unseren Hunger — denn auch in Gobantes hatten wir nichts erhalten — mit etwas Brot stillen konnten. Doch war das Parterrezimmer, in welches wir einquartiert wurden, geräumig und sauber, und die Betten gut.

Am anderen Morgen machten wir uns alsbald nach dem Frühstück auf, wie immer ohne Führer. Ich hatte von dem Mozo die Richtung nach dem Tajo erkundet, und bald standen wir an, oder richtiger über dieser Hauptmerkwürdigkeit Rondas. Die Stadt liegt nämlich auf einem aus Conglomeratfels gebildeten Hochplateau, welches von der einen Seite aus ganz allmählig ansteigt, nach der anderen aber über tausend Fuss tief senkrecht und selbst überhängend abstürzt. Durch diese Felsmasse hat sich der Guadalvin eine schaurig tiefe, enge Kluft gegraben, welche nach dem Absturz hin immer tiefer wird, und diese Kluft ist der Tajo de Ronda. Die prächtige Brücke, welche die beiden Stadttheile verbindet, besteht aus einem Bogen von 110' Spannung; sie befindet sich 500' über dem Fluss, der in wilden Sätzen hindurchschäumt. Weiter unten erweitert sich die Kluft etwas und bietet Raum für eine Anzahl Mühlen, an denen vorbei der Blick in

ein üppig grünes Thal hinausschweift. Der Anblick ist grossartig, aber die mehr als zudringliche Neugier der Herren Andalusier verleidete uns bald unseren Standpunct und wir suchten uns ein Thor, um nach dem Ausgange des Tajo hinabzusteigen. Ein Junge von ca. 14 Jahren schloss sich uns an und begriff ungemein schnell unsere Absicht; im Nu hatte er ein paar Prachtexemplare einer Varietät der *Hel. marmorata*, die wir in Gibraltar gesammelt, aufgetrieben und bald fanden wir, dass alle Spalten des Felsens, welcher Ronda trägt, von ihnen wimmelten.

Die Witterung hat den steilen Abhang wunderbar zerfressen; hier und da ragen einzelne Felsen wie Pfeiler empor und es ist nicht immer leicht zu entscheiden, wo das Conglomerat, das der Schweizer Nagelfluh gleicht, aufhört und das Mauerwerk aus durch Cement verkitteten Rollsteinen anfängt. Jeder einigermassen zugängliche Platz war übrigens angebaut und mit Weizen oder Garbanzos besät; die Ernte war gerade im Gang.

Der Anblick des Tajo vom Ausgange an ist vielleicht noch prächtiger, als von oben. In wilden Sprüngen kommt der Guadalvin über 600 Fuss herunter, eine weisse Schaummasse in dem unheimlich dunklen Felsenspalt. An allen zugänglichen Puncten hängen Mühlen, von denen eine in den Felsen ausgehauene Wendeltreppe zur Stadt hinaufführt. Sie war einst sorgsam mit hölzernen Stufen versehen, aber General Rojas, der Gouverneur von Ronda, hat das Holz in 1833 als Heizungsmaterial verwendet und seitdem ist die Treppe nicht mehr sonderlich practicabel. Ganz unten sammelt der Fluss noch einmal seine Kraft und thut einen Sprung von vielleicht 60 Fuss in ein Becken, aus dem er dann beruhigt in zahlreichen Windungen weiter strömt. Ueppiges Grün umgiebt den Fall, aber es sind lauter uns wohlbekanntes Pflanzen, und in den gutgepflegten Gärten, welche das Thal erfüllen, sind ausschliesslich Nussbäume, Quitten, Birnen und Pflaumen angepflanzt. Aber jeder Zoll breit Boden ist benutzt und das Gemüse liess nichts zu wünschen übrig.

Wir kreuzten den Fluss auf einer Reihe von grossen Steinen und folgten dann einem schmalen Pfade, welcher der Seite des Flussthales entlang einer fernen Felswand zuführte. Auch hier überall sorgsamer Anbau und an allen zugänglichen Puncten Oelbäume und immergrüne Eichen bis an die Felswände hinauf. Die Oelbäume waren ersichtlich häufig neu angepflanzt, ein er-

freuliches Zeichen der sich immer weiter ausdehnenden Cultur und die directe Folge der Einschränkung des Schmuggelhandels. Ein passartig eingeschnittener Weg führte uns zwischen treppenförmig ansteigenden Wänden aus einem deutlich geschichteten grobkörnigen Sandstein, dessen Klüfte trotzdem von Schnecken wimmelten, auf einen Kamm, längs dessen Rand wir bequem zur Stadt zurückkehrten. Ronda bietet, von dieser Seite gesehen durchaus keinen besonders pittoresken Aublick; es ist eine spanische Stadt wie andere auch, auf einer sanft ansteigenden Hochfläche gelegen, und Niemand kann den Abgrund ahnen, der sich an der anderen Seite befindet.

Abends, als wir nach dem ganz guten Essen der wohlverdienten Ruhe pflogen, gab es auf einmal Lärm auf der Strasse, Kellner und Mozo stürzten aus dem Hause und alles lief in der Hauptstrasse zusammen. Dort bot sich ein ächt andalusisches Schauspiel: ein junger Stier, ein Novillo, wurde an einer Kette durch die Strasse geführt und männiglich lief mit und liess seinen Muthwillen an dem Thiere aus, um zurückzuspringen, sobald es Miene zu einem Angriff machte: selbst gut gekleidete Leute sprangen, ein Tuch über den Arm geworfen, auf den armen Stier zu und machten mit dem Stock die Bewegungen des Espada nach. Das ist das Hauptvergnügen der Rondeños.

Nach Majos und überhaupt nach andalusischer Nationaltracht sah ich mich aber auch in Ronda vergeblich um. Der Sombrero calañes ist überall durch einen breitkrämpigen Filzhut ersetzt, Kamaschen und die bis zum Knie heraufgeschlitzten mit Knöpfen besetzten Hosen sieht man nur noch bei alten, ersichtlich armen Leuten, ja selbst die unentbehrliche Faja, die bunte Schärpe, welche den Leib umwindet, ist bei den besseren Ständen verschwunden und nur die Jacke hält sich noch, aber auch sie hat einen joppenartigen Zuschnitt angenommen. Umsonst horchte ich nach dem Klang von Guitarre und Castagnetten, umsonst spähte ich nach Andalusierinnen, die zu ihrem Vergnügen tanzten, — die Zeiten haben sich verändert, der Andalusier von ehedem ist verschwunden mit dem Majo, dem Contrebandista und dem Bandlerero, einst den drei Characterfiguren des Südens. Nur die Neigung zur Prahlerei ist ihm geblieben und die unverwüsthche Lustigkeit; noch gelten in Spanien zwei characteristische Spirchwörter: »In Andalusien sind alle Gänse Schwäne«, und »Wo nur ein Adalusier in der Gesellschaft ist, kann man nicht traurig sein.«



Am vierten Juli machten wir einen grossen Ausflug längs des nach Gibraltar führenden Saumpfades bis zu den gegenüberliegenden Kalkfelsen. Die Entfernung erschien gar nicht gross, aber das Thal war gar tief und die Hitze glühend. Die Seebrise, welche in Malaga den Sonnenbrand noch erträglich gemacht hatte, fehlte, wie wir zu unserem Bedauern bemerkten und das wog die Höhenlage reichlich auf. Wir erreichten den von italienischen Pappeln umsäumten Guadalvin gerade da, wo er in einem scharfen Knie nach Süden umbiegt und einen ziemlich wasserreichen Nebenfluss aufnimmt; dann stiegen wir durch ausgedehnte schattenlose Weizenfelder empor. Ueberall war die Ernte im Gang; der Weizen war eine bei uns unbekanntes Varietät mit sehr dicken Aehren und eigenthümlich dunklen Grannen, welche dem Felde eine auffallende, düstere Färbung verliehen. Einzelne Gehöfte, von schlecht gepflegten Obstbäumen umgeben, lagen überall zerstreut. Nach langem angestrengtem Marsch erreichten wir endlich die Felsen, aber umsonst war unser Suchen, und umsonst kletterten wir stundenlang am Fusse des Felsens hin. Die Aehre einer überall wachsenden Grasart bohrte sich durch die Kleider bis zur Haut und machte das Gehen zu einer Qual, und die Hitze erreichte einen bedenklichen Grad. Wir stiegen bis zu dem Punkte, wo der Saumpfad das Becken von Ronda verlässt, um wenigstens noch einen Blick in das Felslabyrinth der Serrania zu gewinnen. Oben war eine Quelle, an der wir uns laben konnten; dann wandten wir uns zurück und ich muss gestehen, der Heimweg wurde uns sauer.

Diese Excursion machte mir klar, dass die Zeit für uns auch in Hochandalusien vorbei war. Botaniker und Entomologen können dort wohl unbedenklich auch im Hochsommer arbeiten; sie finden interessante Ausbeute auch in der Nähe der Städte und können in der Mittagsstunde ihre Siesta halten. Wir mussten immer in die entfernten Felsenberge hinaus und unter allen Umständen über Mittag draussen bleiben, und das ist bei einer Schattentemperatur von über 30° R. auf die Dauer unmöglich ohne Schaden für die Gesundheit. Die Schnecken aber, um die es mir galt, hatten auch vor der Gluthitze Schutz gesucht, oder waren abgestorben. Das hatte ich bei der Entwerfung meines Reiseplanes ausser Acht gelassen und musste es nun büssen. Wir zögerten nicht lange: noch die Nacht nach Malaga zurück, dann flüchtig

Granada besucht und wenn es dort auch nicht besser ist, fort nach dem kühleren Norden!

Am Abend ging ich noch einmal nach der berühmten Alameda, welche, was die Aussicht anbelangt ihres Gleichen in Spanien nicht hat. Sie ist ein ziemlich gut gehaltener Blumengarten ohne Bäume, mit einem Denkmal des in Ronda geborenen Musikers Espinel, sonst durch nichts vor anderen Alameden ausgezeichnet, aber sie hängt gerade am Rande des steilen Absturzes, fast tausend Fuss über dem Thalkessel, einzelne Balkone springen über den Rand vor und bieten einen wunderbaren Blick über die grünen Hügel des Guadalvinthales, welche, von hier oben gesehen, wie eine sanft ansteigende Ebene erscheinen, eingefasst von einem prachtvollen Halbkreis kahler, kühngeformter Kalksierren.

Nachts um ein Uhr gingen wir zum Bureau der Diligence. Zum Abschied hatten wir noch eine ächt spanische Scene: die alte Moza, die meine Frau besonders ins Herz geschlossen zu haben schien, fiel ihr um den Hals und küsste sie aufs Herzlichste. Ländlich, sittlich! Mit der Diligence trafen wir es diesmal besser, wir hatten die Berlina — das Coupée — allein inne und konnten es uns wenigstens etwas bequemer machen. Um sieben Uhr waren wir wieder in Gobantes und hatten nun noch drei Stunden Zeit, um über die zweckmässige Einrichtung der spanischen Posten nachzudenken. Hunger und Durst hatten wir auch, aber in dem benachbarten Parador war nichts zu haben und in dem kleinen Ventorillo am Bahnhof gab es nur Aguardiente und nicht einmal Brot. Schliesslich verrieth mir der Mayoral, dass sich im Postgebäude selbst eine Fonda befinde, und so konnten wir, wenn auch für schweres Geld, doch uns einigermassen restauriren. Endlich kam der Zug und nun ging es durch die endlosen Tunnels des Hoyo und die Hesperidengärten von Alora wieder hinunter nach Malaga in unser altes Quartier.

Unseres Bleibens sollte hier allerdings nicht länger sein, zu einem Besuch von Velez Malaga war uns in Ronda alle Lust vergangen, und den Badeort Lánjarón in den Alpujarras, der damals noch auf unserem Programm stand, besucht man bequemer von Granada aus. Also auf nach Granada!

## Dreizehntes Capitel.

### Granada.

So lange ich denken kann, hatte mir Granada als Ziel meiner Träume und Reisepläne vorgeschwebt, nun sollte ich endlich die Alhambra zu sehen bekommen. Ich war förmlich aufgeregt, als wir am 6. Juli Mittags Malaga verliessen und noch einmal die Vega der Stadt, das paradiesische Thal des Guadalhorce und die furchtbare Schlucht des Hoyo durchflogen. Von Gobantes aus geht es nicht, wie Tchihatcheff in seiner neuesten Reisebeschreibung sagt, wieder abwärts, sondern im selben Flussthale weiter hinauf, durch eine flachere Gegend und dann noch einmal durch einen Tunnel nach Bobadilla, wo die Bahnen nach Cordoba und nach Granada sich trennen. Ein gutes Büffet gestattet hier einige Stärkung, sonst ist Bobadilla ein elendes Nest, aber es würde in jedem anderen Lande wie Andalusien eine grosse Zukunft haben, denn hier soll auch die Bahn von Algesiras und Gibraltar her einmünden. Heute besteht die einzige Industrie der Leute darin, dass sie den Passanten die Wurzelstöcke der Zwergpalme zum Kauf anbieten; da die Spanier sie eifrig kauften, machten wir auch einen Versuch, konnten aber dem fad süsslichen Marke, der Lieblingsnahrung der Gibraltaraffen, keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen.

Die Bahn nach Granada folgt dem Thal des Guadalhorce, das hier eine breite, mit Olivenbäumen reich bepflanzte Ebene bildet, in deren Weizenfeldern die Ernte in vollem Gange war; sie betritt dann die üppige Vega von Antequera, deren Baummassen sich stundenweit ausdehnen. Von der Stadt sieht man nur wenig; sie schmiegt sich in ein Thal südlich der Station. Weiterhin wird das Terrain unebener; die Berge treten wieder näher und die Bahn windet sich in zahlreichen Curven zwischen Hügeln hin. Lange Zeit beherrscht ein isolirter Kalkfels von auffallendem Aussehen die Gegend; es ist der sagenberühmte Peñon de los Enamorados, der Fels der Liebenden, nach einem unglücklichen Liebespaare genannt, einem christlichen Ritter und einer Maurin, welche von Granada entflohen und hier von ihren Verfolgern eingeholt, sich vom Felsen herabstürzten. Hier

hat ja jedes Dorf seine Sage, jeder Bach seine Ballade. — In weitem Bogen umzieht die Bahn den Felsen, der, von Granada aus gesehen, ganz den Anblick eines weiblichen Profils bietet, schärfer ausgesprochen, als ich es jemals an einem ähnlichen Punkte gesehen.

Auch die nicht unbedeutende Stadt Archidona, die malerisch am Abhang klebt, wird in weitem Bogen umgangen. Die Hügel sind allenthalben mit gut gehaltenen Oelbäumen bedeckt, viele Pflanzungen sind offenbar neu angelegt, ein erfreuliches Zeichen zunehmender Cultur. Höher hinauf treten die immergrünen Eichen an ihre Stelle, deren süsse Früchte überall verkauft werden. Dann ersteigt die Bahn die Wasserscheide des Jenil und nun geht es in beschleunigterem Tempo abwärts über ein paar Brücken und durch einen langen Tunnel nach dem überaus reizend gelegenen Loja, dessen Umgegend so verlockend aussieht, dass wir ihr alsbald einen längeren Besuch zugedenken. Umsonst hatten wir uns bisher nach der Sierra Nevada umgesehen; erst als wir aus dem Bahnhof hinausfahren, erschien am Horizont ihr langer schneebedeckter Rücken, anscheinend niedrig und in Schönheit der Form den prächtigen Kalksieren weit nachstehend.

Durch das Thal des Jenil ging es weiter; Reihen von Apfelbäumen, welche fast unter der Last ihrer reifenden Früchte brachen, bewiesen, dass wir in gemässigtere Regionen gelangt waren. Die Vega von Granada wurde uns durch die Dunkelheit verhüllt, nur der ewige Schnee der Sierra schimmerte am Horizont. Im Bahnhof von Granada war grosse Nachfrage nach Gästen seitens der Hôtelbevollmächtigten, es schien durchaus kein Ueberfluss an Fremden mehr zu sein und wir hätten auch ohne Vorausbestellung in den Hôtels ersten Ranges auf dem Alhambrahügel Unterkommen finden können. Trotzdem zogen wir das Hôtel Vittoria in der Stadt vor, bekamen aber leider dort kein sonderlich gutes Quartier.

Am anderen Morgen galt natürlich unser erster Gang der Alhambra, selbstverständlich ohne Führer, denn ein solcher ist dabei eben so lästig, wie überflüssig, weil einer der officiellen Custoden doch den Reisenden auf Schritt und Tritt begleitet und ihm alles erklärt. Das Thor aber ist nach den Stadtplänen im Reisehandbuch leicht zu finden.

Von unserem Hôtel führt ein breiter Strassenzug gerade aus

zur Plaza nueva, einem geräumigen Platz, unter welchem in uraltem, zum Theil noch römischen Gewölbe, der Darro, ein Nebenfluss des Jenil, fliesst. Ein Theil des Gewölbes wurde eben erneuert oder vielleicht der letzte Rest des Darro überwölbt, denn die Plaza wird mit ihrer Umgebung mehr und mehr zur Hauptstrasse Granadas und enthält die schönsten modernen Häuser der Stadt. Von dem Platz führt rechts eine enge steil ansteigende Strasse empor, die Calle do Gomarez: Photographieen und Modelle in den Läden bereiten auf die Alhambra vor. Die mit kleinen Steinen sehr zierlich gepflasterte Strasse führt zu einem von Karl V. erbauten triumphbogenartigen Thor und durch dieses in einen prächtigen, dichten Ulmenwald, die Alameda de la Alhambra. Die Strasse läuft durch eine schluchtartige Senkung; von beiden Seiten rieselt Wasser herab und hält den Boden frisch; durch die dichten Ulmenkronen dringt kein Sonnenstrahl, es ist in dem heissen Andalusien der köstlichste erquickendste Spaziergang, den man sich denken kann.

Der Weg spaltet sich in drei Zweige, die Hauptstrasse führt geradeaus zu den Hôtels und in scharfer Umbiegung zur Alhambra-thor, rechts steigt man zu den uralten Torres vermejos. Wir folgen dem Fusspfade linker Hand, welcher steil hinauf zu dem Brunnen Karls V. und dann scharf umbiegend zum Thore der Alhambra führt. Wir stehen vor einem kolossalen viereckigen Thurne, der wie ein ungeschlachtet Riesenbauwerk aussieht und nicht ahnen lässt, welche Fülle von Schönheit er im Inneren birgt. Ein prachtvoller Hufeisenbogen durchsetzt ihn, das Thor der Gerechtigkeit, Puerta del Tribunal, heisst er noch heute, weil unter ihm einst der maurische Kadi oder auch wohl der Sultan selbst, Recht sprach. Ueber ihm ist die magische Hand, das Wahrzeichen der Alhambra, eingehauen. Im Zickzack geht es durch den Thurm hindurch; noch sieht man hier und da Spuren der Azulejosbekleidung; vor das buntbeschmierte Madonnenbild in der Nische hat man in einer Anwandlung von Menschenverstand ein paar Läden gemacht, so dass der Fremde nicht länger durch eine so grelle Dissonanz beleidigt wird. Dann zwischen hohen Mauern eine enge Gasse hinauf und in einer Biegung in den grossen Hof. Links ragt die Alcazaba mit ihren gewaltigen viereckigen Thürmen, rechts ein alter Thurm mit der Puerta del vino, dem Thore des Weinzolls, über dem

der magische Schlüssel in Stein ausgehauen ist; quer vor liegt der verfallende Palast Karls V., dem zu Liebe dieser Barbar den Winterpalast der Maurensultane zerstören liess, nur um einen Bauplatz zu gewinnen, denn die Baumaterialien der leichten arabischen Constructionen konnte er für seinen schweren, an sich ja ganz schönen Renaissancebau nicht gebrauchen. Wir schauten nicht rechts noch links, sondern eilten der kleinen, unscheinbaren Pforte zu, die an der linken Seite des Palastes den Eingang zur Alhambra bildet.

Das Innere der Alhambra beschreiben zu wollen, ist vergebliche Mühe. Ich hatte geglaubt, mir durch eifriges Lesen aller möglichen Beschreibungen und Betrachten von Photographieen ein Bild davon machen zu können, und nun fand ich doch alles anders und viel, viel schöner. Die spanische Regierung hat, wie es scheint, endlich eingesehen, welchen Schatz sie in den Resten des maurischen Palastes besitzt und ist entschlossen, ihn sorgsamst zu hüten und zu erhalten. Offizielle Custoden sind angesetzt, welche den Besucher nicht aus dem Auge lassen, eine lästige, aber unbedingt nöthige Schutzmassregel, denn unter den Touristen giebt es Leute genug, welche sich nicht enthalten können, die zierlichen Gypsornamente mit ihrem Namen zu besudeln oder gar Azulejos zur Erinnerung auszubrechen und mitzuschleppen. Ueberall sieht man die Restauratoren an der Arbeit. Dem Kunstverständigen mag es ein Greuel sein, dass die Originalstückplatten durch neue ersetzt werden, dem Laien ist das einerlei, und jedenfalls macht der Löwenhof jetzt, wo seine Restauration beinahe vollendet ist, einen anderen und besseren Eindruck als vorher und die Gesamtwirkung muss geradezu überwältigend werden, wenn einmal die alte Farbenpracht wiederhergestellt ist, wozu man eben den Anfang macht. Die Restauration erfolgt in der schonendsten und vorsichtigsten Weise; die Stückplatten werden eine nach der anderen durch neue ersetzt, die vollkommen nach den alten Mustern angefertigt sind und nur an der etwas helleren Färbung erkennt man die neuen Parthieen.

Das Juwel der Alhambra bildet der Löwenhof mit den ihn umgebenden drei Sälen, der Salla de los Abencerrages, de la Justicia und de las dos Hermanas; namentlich die eigenthümlichen Stalactitenkuppeln machen einen wunderbaren Eindruck.

Am schönsten vielleicht ist der Anblick, wenn man im Abencerragensaal sich auf den Rand des Brunnenbeckens setzt, in welches die Köpfe der Abencerragen geworfen worden sein sollen und dann hinausblickt durch das dreifache Portal auf den Löwenbrunnen mit seinen abenteuerlichen Trägern und dann wieder durch den dreifachen Portikus des Schwesternsaales und seine zierlichen Bogenfenster auf das üppige Grün des Gartens der Lindaraja. Wunderbar ist auch die Aussicht aus der Salla de los embajadores im Gomarenthurm auf Stadt und Vega und noch wunderbarer die aus dem Tocador de la Reina auf die Schlucht des Darro, den Albaycín und die grünen Gärten der Generalife.

Will man eine Aussicht auf die Nevada gewinnen, so muss man einen der Thürme ersteigen, am besten die Torre de la Vela, den Hauptthurm der Alcazaba, auf welcher die gewaltige Glocke hängt, welche von Stunde zu Stunde den Vegabauern das Signal zum Wechsel der Bewässerung giebt. Man übersieht von da nicht nur Granada und die ganze Vega, sondern auch den Hügel der Alhambra mit den viel tiefer liegenden Torres vermejos und den ganzen Abhang der Nevada mit dem schneebedeckten Hochrücken, welcher in Folge der klaren durchsichtigen Luft viel näher und gar nicht sehr hoch erscheint; kein vorspringender Gipfel unterbricht die Kammlinie und nur mit Mühe erkennt man wenigstens den Picacho de Veleta, welcher den Hauptgipfel, den Mulhacen, verdeckt.

So lange wie irgend möglich blieben wir in den zauberischen Sälen des Königsschlusses; den Custoden, der kein Trinkgeld nehmen darf, hatten wir uns durch Abnahme einiger theuren Photographien vom Hals geschafft und konnten nun ungenirt treiben, was wir wollten; auch bei unserer häufigen Wiederkehr liess man uns ruhig gewähren, überzeugt von unserer Harmlosigkeit. Erst als die Zeit der Mesa redonda im Hôtel heranrückte und der Magen sein Recht verlangte, eilten wir zurück, vorbei an den berühmten Algibes, den Cisternen der Alhambra, deren Wasser, von den Mauren aus dem Gebirge herbeigeleitet, ganz Granada das Trinkwasser liefert. Sie sind darum ständig von den Aguardores belagert, den Wasserverkäufern, welche in Krügen auf der Schulter oder auf Eseln das Wasser bis tief in die Nacht nach der Stadt bringen und dort unablässig ihr »Quien quier agua? agua mas frio come el neve« ausrufen.

Die furchtbare Hitze hatte endlich doch ein Gewitter zusammengebraut, das am Abend kam, es war durchaus nicht besonders heftig, brachte aber tüchtigen Regen und Sturm, welche beide die ganze Nacht hindurch anhielten. Am 8. Juli war es wunderschön kühl, aber es drohte immer noch mit Regen, und als wir Nachmittags trotzdem einen Gang nach der Darroschlucht unternahmen, wurden wir von einem tüchtigen Wetter erwischt, vor dem wir uns nur mit Mühe durch die enge, romantische, mit Mühlen erfüllte Schlucht zwischen Generalife und Alhambra hinauf unter ein Thor der Alhambra und später in diese selbst flüchteten. Es war nicht uninteressant, auch einmal bei Regen und Sturm in dem Maurenpalast zu weilen, arg behaglich war es nicht. Durch Thüren und Fenster heulte der Sturm, durch die Lichtöffnungen in den Kuppeldecken plätscherte der Regen herab, kurzum man empfand sehr deutlich, dass es eben nur ein Sommerpalast war, der in erster Linie kühl und luftig sein sollte, der zerstörte Winterpalast mag wohl etwas solider und wärmer gebant gewesen sein.

Regen und Sturm dauert die ganze Nacht hindurch, aber am Morgen sah es etwas besser aus und wir entschlossen uns, den günstigen Moment, wo der Regen alle Schnecken herausgelockt haben musste, zu benutzen, und der viel versprechenden Umgegend von Loja einen Besuch zu machen.

Die Bahn, deren Station sich in einer ziemlich bedeutenden Entfernung von der Stadt befindet, durchschneidet zunächst die Vega, die wir nun bei Tageslicht kennen lernten. Sie enttäuschte uns nicht wenig nach all den begeisterten Lobpreisungen anderer Reisenden; es ist ein ausgedehntes, reich bewässertes Feld mit schönen Culturen von Weizen und Hanf, hier und da sieht man auch in der Entfernung Anpflanzungen von Pappeln, offenbar nur des Holzes zur Feuerung wegen cultivirt. An der sagenberühmten Brücke von Puente Pinos erreicht man die Sierra Elvira, die sich nackt und kahl unmittelbar aus der Vega erhebt. Sie trug einst das römische Illiberis, vor Granada der Hauptstadt der fruchtbaren Gegend. Ich habe es leider unterlassen, der verbrannten Bergkette einen Besuch abzustatten, da ich dort keine Ausbeute erwartete; in Madrid erfuhr ich dann, dass gerade hier die seltsame *Helix Gualtieriana*, die einzige Schnecke, für welche der Spanier einen besonderen Namen, Chapa, hat, vor-



kommt, die man seither nur von Almeria kannte. Diese Schnecke, welche in der europäischen Fauna fast isolirt steht, scheint somit durch die Osthälfte der Sierra Nevada weiter verbreitet.

Weiterhin berührt man Dehesa de Illora, eine ausgedehnte und sehr einträgliche Olivenpflanzung, welche die spanischen Cortes dem Herzog von Wellington für seine Dienste im Befreiungskriege schenkten und welche sich noch im Besitz seiner Nachkommen befindet. Dann geht es weiter über Felder, mit mannshohen Disteln bestanden und durch Durchstiche, deren Abhänge ein mir unbekanntes Schlinggewächs mit prachtvollen Blüten schmückt, bis nach zweistündiger Fahrt endlich Loja erreicht war. Die Umgebung ist prachtvoll. Steile nackte Felsenhänge treten von beiden Seiten zusammen und sperren dem hier schon ziemlich wasserreichen Jenil den Weg, ihn zu einer mehr westlichen Richtung drängend. Loja liegt dem Bahnhof gegenüber, an der anderen Seite des Jenil, am steilen Hang malerisch angelehnt; dicht über der Station erheben sich prachtvolle Kalkfelsen, von denen eine Menge Quellen herabrauschen, auch jetzt im Sommer noch wasserreich. Diese steilen Hänge waren natürlich unser nächstes Ziel, wir kletterten hinauf ohne Rücksicht auf drohende Wolken, die von dem Guadalhorcethal herüberkamen. Der Steilhang war sorgsam angebaut; wo es möglich war, hatte man kleine Terrassen aufgeworfen und Oelbäume darauf gepflanzt, welche in diesem Jahre den Fleiss der Besitzer reichlich zu lohnen versprochen. Unsere Anstrengungen blieben leider erfolglos, nur hier und da fanden wir ein paar leere Schneckenschalen und ich empfang hier eine ganz bedeutsame Lehre. Bisher hatte ich immer geglaubt, die Schnecken im Süden verkröchen sich wohl vor der Hitze und der Trockenheit, kämen aber, wie die unseren, bei feuchtem Wetter wieder heraus. Hier aber überzeugte ich mich, dass das durchaus irrig ist und dass die Schnecken sich durch einen Regen im Sommer so wenig hervorlocken lassen, wie die unseren durch ein paar warme Tage aus ihrem Winterschlaf. Der Sommerschlaf ist also dem Winterschlaf unserer niederen Thiere vollkommen analog. Damit ver schwand für mich jede Hoffnung auf eine einigermaßen reichliche Ausbeute in Südspanien und wir entschlossen uns, baldigst dem kühleren Norden zuzueilen. Nicht ohne Mühe kletterten wir herunter. Zwar machten wir nachher an einigen Felsen, welche

sich im Thale selbst erhoben, und in einem Nacimiento, einer gewaltigen Quelle, dicht am Bahnhof noch eine bessere Ausbeute, aber das konnte unseren Entschluss nicht ändern. In der Bahnhofrestauration stärkten wir uns nach den gehabten Anstrengungen, dann brachte uns der Abendzug gegen 9 Uhr nach Granada zurück.

Der Sonntag war natürlich wieder der Alhambra gewidmet und der Abend der Alameda, einer prächtigen Ulmenallee, welche sich fast von unserem Hôtel bis zum Zusammenfluss des Jenil mit dem Darro hinzieht. Eine recht gute Militärmusik spielte und die Alameda mit ihren rauschenden Brunnen und der reichen Gasbeleuchtung machte ein recht hübsches Bild. Von Nationaltrachten war aber auch hier, die Mantillas der Frauen abgerechnet, keine Spur mehr zu sehen. Nur die Lidiadores, die Acteure bei dem bevorstehenden Stiergefechte führen einmal in Majotracht durch die Strassen. Der Majo und seine andalusische Tracht gehören der Vergangenheit an.

Fast schien es, als seien wir die einzigen Estrangeros in Granada, denn selbst in der Alhambra trafen wir keine anderen Besucher; ich musste darum auch meinen Plan einer Besteigung des Mulbaen, des höchsten Gipfels der Nevada, aufgeben, da ich nicht allein zu gehen Lust hatte. Einen Blick in die Nevada wollte ich aber doch thun und so brach ich am Morgen des elften Juli mit einem Führer dahin auf. Man kann bekanntlich bis zum Gipfel hinauf reiten; die Neveros, die Maulthiertreiber, welche alltäglich den Schnee von dem Kamme des Picacho de Veleta für die Conditoreien in Granada holen, haben sich einen ganz leidlichen Saumpfad gebahnt, und halten denselben in ihrem eigenen Interesse auch ziemlich im Stand. Da ich aber unterwegs sammeln wollte, zog ich vor zu Fusse zu gehen, sehr zum Leidwesen meines Herrn Führers, dem das Steigen gar nicht passte.

Wir brachen zeitig am Morgen auf und gingen durch die prächtige morgenfrische Alameda, in der überall die Brunnen plätscherten und die Nachtigallen sangen, bis zur Jenilbrücke und dann die Strasse nach Alhendin entlang. An den letzten Häusern biegt ein schmaler Saumpfad nach dem Gebirge hin ab; es ist der Camino de los Neveros. Er steigt allmählig empor über einen Rücken, welcher vom Dornajo, einem Vorberge der Nevada, gegen die Alhambra herabläuft. Im Anfang waren noch ein paar

Oelbäume angepflanzt, dann hörte aller Anbau auf und eine Einöde umgab uns, wie man sie sich trauriger nicht denken kann. Stundenlang stiegen wir empor, ohne einen Grashalm, ohne ein lebendes Wesen zu sehen; nur einzelne Eidechsen huschten um die Steinhaufen. Der Boden war Schuttland der Nevada, von tief eingegrissenen Barrancos durchfurcht, zwischen denen wir oft auf ganz schmalem Kamme dahinschritten; auch an ihnen war keine Spur von Vegetation zu sehen; spärliche Dornsträucher und Wachholder, welche im Frühling hier und da aufsprissen, waren längst den Küchenfeuern in Granada zum Opfer gefallen. Die Aussicht auf die Stadt und die Vega wurde immer schöner. Wir erreichten den scharfen gratartigen Rücken, welcher das Thal des Jenil von dem des Monachil scheidet, tief unten hörte man den wilden Bergstrom, vom schmelzenden Schnee geschwellt, brausen. Jenseits, soweit das Auge reichte, dasselbe kahle trostlose Schuttland, in lange Rücken, die vom Kamme der Nevada herunterlaufen, gegliedert, eine Einöde, die keiner Wüste an Kahlheit nachsteht. Nach dreistündigem Steigen erreichten wir endlich die erste Quelle, ein schwacher Wasserfaden, an dem die Neveros ihre Maulthiere tranken. La fuente del barranco de los castaños, die Quelle in der Kastanienschlucht, heisst sie im Volksmund, an die Sage erinnernd, dass hier einst ein grosses, von Kastanienwäldern umgebenes Gehöfte gestanden habe, das von der Erde verschlungen wurde, als sein letzter Besitzer seine Tochter umbrachte, weil sie einen Führer der empörten Morisken liebte. Damals mag freilich der Abhang der Nevada einen anderen Anblick geboten haben.

Um die Kastanienquelle flogen zahlreiche Schmetterlinge; auch wir erquickten uns an dem köstlichen Wasser, denn die Julisonne brannte nicht schlecht an den schattenlosen Hängen. Danu ging es weiter, dem Dornajo zu, an dessen Abhang Kalkschichten auftraten, welche mich einige Ausbeute erhoffen liessen, aber leider meine Hoffnung vollständig täuschten. Nach fast fünfstündigem Marsche kamen wir endlich in ein Hochthal, das sich zwischen dem Dornajo und der Hauptkette ausdehnt und nun wurde das Bild etwas freundlicher. Ein paar Cortijos (Gehöfte) lagen in der Ferne, der Boden war ziemlich gut mit schwarzgrannigem Weizen und Garbanzos bebaut und selbst einige Bäume waren sichtbar. Vor uns lag die hohe Nevada, aus deren Kamm sich die einzelnen

Gipfel hier deutlicher hervorhoben, als von Granada aus gesehen. Das Terrain blieb aber dasselbe und liess ein weiteres Steigen zwecklos erscheinen, um so mehr, als am Horizont eine eigenthümliche Färbung auftrat, die mir nicht fremd war und einen tüchtigen Scirocco erwarten liess. Die furchtbare Hitze, über 30° R. im Schatten, half zum Entschluss mit; wir frühstückten raseh und wandten uns dann einem Barranco zu, welcher im Frühling die Gewässer aus dem Hochthal zum Jenil hinunterführt. Jetzt war er freilich trocken und eben so kahl, wie der Rest des Gebirges, aber stellenweise von grossartiger Wildheit; ein leidlicher Pfad führte hindurch. Erst ziemlich weit unten trafen wir eine kümmerliche Quelle, von Wiesen umgeben, und bald darauf betraten wir die Olivenpflanzungen von Pinos und dieses Dörfchen mit seiner Brücke über den Jenil. Die Hitze in dem eingeschlossenen Thale war entsetzlich. In langen Zügen schlürften wir das eiskalte Wasser, dann ging es weiter den Jenil entlang.

Der wilde Sohn der Nevada hatte sein Thal stellenweise furchtbar verheert; auch in Pinos hatte er ein paar Häuser und die Hälfte der Brücke mitgenommen, und namentlich bei einem Dörfchen weiter unterhalb, wo der deutsche Consul eine Papierfabrik besitzt, war die ganze Thalbreite hoch mit Geröll überführt und der Weg vollständig zerstört. Hier begannen ausgedehnte Anpflanzungen von Pappeln und weiter unten von Eucalyptus, und um die Papierfabrik herum sah es ganz deutsch aus; besonders erfreute mich der sorgsam gepflegte Obstgarten mit kunstgerecht behandelten Bäumen, eine Seltenheit in Spanien. Aufhalten konnten wir uns aber nicht, denn wir hatten noch zwei gute Stunden nach Granada, die Hitze wurde immer drückender und schon verkündeten einzelne Windstösse den hereinbrechenden Scirocco. Er liess denn auch nicht lange auf sich warten; dicke Staubwolken kamen das enge Thal herauf uns gerade entgegen und der Wind blies wie aus einem Backofen. Mühsam arbeiteten wir uns weiter bis zu einem Ventorillo, wo wir Schutz fanden und uns erquicken konnten, bis die erste Wuth des Sturmes nachgelassen. Mein Führer, an dergleichen anstrengende Touren nicht gewöhnt, litt übrigens mehr als ich und konnte kaum mehr fort. Zum Glück liess der Sturm bald nach und wir konnten wieder aufbrechen. Das bis dahin öde Thal zeigte nun die Nähe der Stadt; besonders scheint hier der Sitz einer blühenden Papier-

fabrication zu sein, eine Fabrik reihte sich an die andere. Der Jenil begann sich in zahlreiche Mühlgräben und Bewässerungscanäle zu vertheilen und die Gärten entfalteteten eine bewundernswürdige Ueppigkeit; die Reben kletterten bis in die höchsten Baumwipfel hinein und hingen in zierlichen Guirlanden über den breiten Canal hinüber, dem die Strasse bis zum Beginn der Alameda folgt.

Der Scirocco hatte wohl etwas nachgelassen, aber er hielt doch noch immer an und die Hitze wurde fast unerträglich; es war offenbar für nordische Constitutionen die höchste Zeit, sich geräuschlos über die Grenze zu verziehen. Ich machte noch eine mehrstündige Excursion in die Vega, aber auch hier in der wohlbewässerten Ebene war jedes Thierleben erstorben, auch Insecten sah ich so gut wie keine und namentlich fiel mir auf, dass das Jenilwasser weder Frösche noch Schnecken beherbergte; es ist offenbar zu kalt dazu. Die Vega selbst kann einen Deutschen nicht reizen, üppig grüne Felder haben wir in Deutschland genug; einem Südspanier freilich oder einem Araber muss sie als Paradies erscheinen, denn sie bietet die zwei Dinge, die er am höchsten schätzt, Schatten und Wasser. — Die berühmte Ebene von Damascus, das irdische Paradies der Syrier, bietet bekanntlich auch nicht mehr.

Granada selbst hat ausser der Alhambra nur wenig Sehenswerthes. Der Zacatin, seit der Maurenzeit die Hauptverkehrsstrasse, bietet gar keine Eigenthümlichkeiten mehr; die Läden sind lauter Magazine, wie in anderen Städten auch; er wird übrigens sehr in Schatten gestellt durch die neue Strasse längs des überwölbten Darro, welche nun von der Plaza nueva aus bis zum Ende der Alameda durchläuft. Die Plaza Vivarrambla war durch ein Baugerüst bis zur Unkenntlichkeit entstellt, die Generalife haben wir nicht besucht, ebenso wenig die Kathedrale mit den Gräbern Ferdinands und Isabellas, der Beiden, welche die Herrlichkeit Granadas zerstörten.

Am 13. Juli machten wir der Alhambra noch einen Abschiedsbesuch, am 14. ging es zeitig zur Bahn, um der Gluthitze des Südens zu entfliehen; aber wir mussten aus dem Fegfeuer durch die Hölle.

Meiner Berechnung nach hätten wir bequem um 1 Uhr in Gobantes sein können und ich ärgerte mich schon in Gedanken,

dass wir ein paar Stunden in dieser uninteressanten Gegend würden zubringen müssen, aber die spanische Eisenbahn bewahrte uns davor. Im langsamsten Schneckenschritt ging es voran, als sei es auch der Locomotive zu heiss; der Peñon de los Enamorados wollte gar nicht aus dem Gesicht kommen und erst um halb vier waren wir in Gobantes. Hier hatten wir denn gerade Zeit genug, um eine höchst nöthige Erfrischung zu uns zu nehmen, dann ging es weiter, Cordoba zu.

Die Gegend bleibt ziemlich uninteressant, aber sie ist leidlich angebaut und stundenlang fährt man durch einen zusammenhängenden Wald von Oelbäumen. Gleich im Anfang passirt man den interessanten Salzsee von Fuente de Piedra, dessen Salinen man von der Bahn aus sieht. Dann geht es weiter durch hügeliges Land und hinunter zum Jenil, den man bei Puente de Jenil erreicht; weiterhin steigt die Bahn wieder etwas, um das Dreieck zwischen dem unteren Jenil und dem Guadalquivir abzuschneiden und erreicht, dem Thale eines kleinen Baches folgend, die Ebene. Der Hauptstrom Andalusiens macht im Sommer durchaus keinen imponirenden Eindruck, sein Fahrwasser ist ungemein verwildert, von Schiffbarkeit keine Rede mehr. Ueber eine lange Kettenbrücke kommt man nach Cordoba, der Kalifenstadt, die immer noch auf dieser Seite einen recht freundlichen Eindruck macht. Wir nahmen unser Quartier an der Alameda del gran capitán und konnten am Abend der Militärmusik lauschen, die unmittelbar unter unserem Balkon spielte.

Am anderen Tage sollten wir aber erfahren, warum Cordoba im Volksmunde el sartén de la Andalucía, die Bratpfanne von Andalusien, heisst. Glühend lag die Atmosphäre über der Stadt, kein Lüftchen regte sich, mitleidslos braunte die Sonne vom Himmel, nicht mehr der erwärmende belebende Helios, sondern der verzehrende Moloch der Phöniciers. Kein Mensch war in den engen Strassen zu erblicken, als wir uns den Weg nach der Mezquita, der berühmten Moschee suchten; zum Glück boten die Strassen noch einigen Schatten. Nicht ohne Mühe fanden wir uns mit Hülfe des Stadtplanes im Murray durch das Gewirr enger Gässchen, endlich standen wir vor dem spanischen Glockenthurm, in dem sich der Eingang in den Moscheenhof befindet. Längst ist die Moschee der Ommijaden in eine christliche Kathedrale verwandelt, aber der Name Mezquita ist ihr im Volksmunde

geblieben. Der Moscheehof ist mit prachtvollen Orangenbäumen bepflanzt, von denen manche uralt erscheinen und wohl noch maurischen Ursprungs sein mögen. Die Moschee selbst macht von Aussen keinen sonderlich imposanten Eindruck, aber wenn man das Thor durchschreitet, wirkt das Innere durch seine riesige Ausdehnung und die Unzahl der Säulen überwältigend. Erst nach und nach kamen wir zur Betrachtung der Einzelheiten. Das Bauwerk trägt denselben Character, wie die Djema el Kebir in Tlemcen und wie alle ächt maurischen Gotteshäuser, während die türkischen Moscheen bekanntlich alle mehr oder minder byzantinisch nach dem Vorbild der Aja Sophia erbaut sind. In endlosen Reihen laufen nach allen Seiten die Säulen, lauter antike Monolithen, den verschiedensten Baustylen angehörig und aus den verschiedensten Gesteinen. Sie bieten eine vollständige Musterkarte der von den Alten zu Säulen verwandten Gesteine, Marmor aller Art, Granit, Syenit, Porphyrt etc.; manche sind wunderbar schön, aber man sieht auf den ersten Blick, dass sie nicht zusammengehören; die einen waren zu lang und sind zum Theil in den Boden versenkt; was zu kurz war hat man mit Basen versehen, aber der Gesamteindruck ist doch ein grossartiger. Ich konnte freilich immer den Gedanken nicht los werden, an die zahlreichen Prachtbauten des Alterthums, die zerstört werden mussten, um die zwölfhundert Säulen zusammenzubringen, und zwar nicht nur in Spanien und Nordafrika, sondern auch in christlichen Ländern, deren Beherrscher wetteiferten, dem Kalifen gefällig zu sein. Selbst Leo, der Kaiser von Constantinopel, sandte 140 Säulen, die Hauptmasse aber soll Karthago geliefert haben.

Heute wird der Eindruck einigermaßen gestört durch den Chor, welchen der Bischof Alonso Maurique 1523 mitten in den muhamedanischen Bau hineinstellte. An und für sich ist er freilich ein Prachtbau und die Holzschnitzereien der Silleria sind Meisterwerke, die ihres Gleichen suchen, aber in die Moschee hinein gehört er nicht und selbst Karl V. fand sich veranlasst, dem Bischof seine Barbarei ganz entschieden zu verweisen. Jetzt sehen das selbst die Spanier ein, aber der Chor ist nicht mehr zu entfernen und man muss sich begnügen, wenigstens eine kleine angehängte Kapelle auszubrechen und so wieder den freien Durchblick auf das Mihrab, die Gebetnische, zu gewinnen. Diese, ob schon in eine Capilla de Pedro umgewandelt, hat noch ganz ihren

Character bewahrt. Die Verzierungen gleichen denen der Alhambra, aber was dort Stuck ist, ist hier solider Marmor und die Azulejos werden durch reizende Goldmosaiken vertreten. Ebenso ist es in der anstossenden Capilla de Villaviciosa, wo einst der Kalif seine Andacht verrichtete.

In der Moschee war es erquickend kühl, aber als wir heraus-traten, empfing uns eine ganz entsetzliche Hitze und die Strassen boten uns kaum mehr Schatten. 42° C. zeigte das Thermometer im Schatten, wieviel Grad in dem Hôtelomnibus waren, der den ganzen Tag über in der Sonne gestanden, entzieht sich der Berechnung. Halb aufgelöst kamen wir zur Bahn und hofften einige Kühlung zu empfinden, wenn der Zug sich in Bewegung setze. Aber umsonst; wie glühende Flammen umzüngelte uns die Luft, die zu den Fenstern hereinkam. Trotzdem sahen wir im Felde die Landleute mit der Ernte beschäftigt; sie trugen dicke Tücher um den Kopf, wie die Araber.

Wir passirten Andujar, wo die Jarras, die Wasserkühler, für ganz Südspanien und selbst Nordafrika angefertigt werden, dann Menjibar, wo die Bahn über Jaen nach Granada einmünden soll, und wir die Comida einnahmen. Dann sank endlich die Sonne und es wurde einigermassen erträglich. Die Nacht verhüllte uns den prachtvollen Pass von Despeñaperros, die Pforte Andalusiens, aber sie deckte auch mit mitleidigem Schleier die Ebenen der Mancha, denen nur die Erinnerung an den edlen Ritter einigen Reiz geben kann. Als der Morgen graute, waren wir im Parke von Aranjuez und eine Stunde später hielten wir im Bahnhof von Madrid.

## Vierzehntes Capitel.

### Das Baskenland.

Madrid macht mit seinen breiten geraden baumbepflanzten Strassen und stattlichen Häusern einen ganz freundlichen Eindruck, aber wenn wir auf Kühlung gehofft hatten, wurden wir bitter enttäuscht, denn die Hitze gab der in Cordoba wenig nach. Von einem längeren Aufenthalte konnte keine Rede sein, zumal in der Umgegend ohnehin wenig zu machen ist und auch die aus Granit



bestehende Sierra de Guaderama dem Schneekensammler nur wenig bietet. Den ersten Tag verschliefen mir so ziemlich ganz, nur gegen Abend machte ich dem bekannten Naturforscher Hidalgo einen Besuch, um seine Sammlungen zu sehen und ihm verschiedenes aus meiner Ausbeute vorzulegen. Sonntag den 13. Juli verwandten wir, um in den Strassen von Madrid herumzuffaniren und das königliche Schloss und die es umgebenden gut gepflegten Anlagen zu betrachten; die Gallerien sind Sonntags meistens geschlossen und auch in die Armeria real konnten wir nicht kommen. Montag erreichte die Hitze einen wahrhaft bedenklichen Grad,  $42,5^{\circ}$  C. im Schatten, die Strassen glühten und die Trottoire bedrohten den unvorsichtigen Fremden mit dem Schicksal des Scheffel'schen Derwishes. Auf Puerta del Sol war kein Mensch zu sehen, wer hinaus musste, schlich im Schatten an den Häusern dahin. Da war keines Bleibens mehr. Wir verzichteten auf die Bildergallerien und das Schwert Rolands in der Armeria, nur dem naturhistorischen Museum machten wir einen Besuch, um uns an der »riesigen Faulheit« des Megatheriums zu erbauen. Das Megatheriumscelett, aus den Pampas von Buenos Aires stammend, ist freilich so ziemlich alles, was das Museum aufzuweisen hat, und es ist trotz seiner Vollständigkeit noch obendrein unrichtig zusammengestellt und auf so ungenügendem Raume, dass man den stattlichen Schwanz nicht hat anfügen können. Im übrigen ist das Museum für das Centralmuseum eines Reiches, in welchem einst die Sonne nicht unterging, sehr mager. Vergeblich spähte ich nach dem zweiten etwas kleineren Megatheriumscelett, das früher hier war, niemand wollte etwas davon wissen, aber ich fand es später im Jardin des Plantes in Paris. Säugethiere, Vögel und Reptilien sind mangelhaft vertreten und ausnahmslos schlecht gestopft; besser steht es um die Fische. Die Molluskensammlung ist sehr mangelhaft, die Mineralien dagegen zeigen manches Prachtstück, namentlich aus den amerikanischen Bergwerken, und als Rennomirstück einen centnerschweren Meteorstein, welcher 1838 bei Murcia fiel. Alles in Allem bewies das Museum, dass der Sinn für Zoologie und Sammlungen trotz einiger tüchtiger Leute in Spanien noch nicht sonderlich entwickelt ist.

Es war nicht ganz leicht in Madrid wegzukommen, obschon man täglich einen Extrazug nach dem Norden abgehen liess. Wer Madrid verlassen konnte, flüchtete und die Bahnverwaltung hatte

gar keine Lust bei der grauenvollen Hitze mehr als gewöhnlich zu arbeiten. Wir wollten mit dem Expresszug um 4.<sup>45</sup> Nachmittags fahren, und schon um drei Uhr ging ich mit dem Hausknecht zur Gepäckstation, die sich zweckmässiger Weise auf Puerta del Sol, dem Hauptplatz, mitten in der Stadt befindet. Aber du lieber Himmel, wie sah es da aus! Berge von Koffern füllten den Raum und im Hintergrunde sass ein einziger Empleado, rauchte gemüthlich seine Cigarette und nahm mit verzweifelter Langsamkeit einen Koffer nach dem andern in Empfang. Weder das Toben der ungeduldigen Cargadores noch selbst das Klingeln von Peseten konnte ihn in ein rascheres Tempo bringen und ich hatte anderthalb Stunden zu warten, bis ich endlich an die Reihe kam. Zum Zug war es zu spät, aber zum Glück ging eine Stunde später ein anderer in derselben Richtung und eine Droschke brachte uns noch zur rechten Zeit zu dem weit draussen liegenden Bahnhof. Der Zug, obschon nur aus Wagen erster Classe bestehend, war endlos lang und die Coupés wurden ohne Rücksicht auf die Hitze voll gestopft; wir mussten uns also auf eine ziemlich unangenehme Nacht vorbereiten. Zum Glück hatte der Himmel endlich ein Einsehen, schwere Wetterwolken wälzten sich von der Mancha herüber und schon fielen einzelne Tropfen.

Madrid präsentirt sich von der Station aus ganz stattlich, das Terrain fällt hier steil ab und das ausgedehnte königliche Schloss erscheint wie auf steiler Höhe liegend. Aber schon nach wenigen Minuten findet sich der Zug auf dürrer Haide und jede Spur von Anbau ist verschwunden; eine wüste Fläche mit Ginster und Haidekraut dehnt sich weithin aus. Sie scheint anfangs aus Diluvialschutt zu bestehen, dann treten Granitblöcke auf, die immer häufiger werden und der Gegend ein ganz eigenthümliches Ansehen geben. Die Bahn folgt der tief in den Granit eingeschnittenen Schlucht eines kleinen Baches, dessen fast stagnirendes Wasser von Algen gefärbt war, seine Ränder boten das einzige Grün auf der sonnverbrannten Fläche. Das Gewitter kam hinter uns drein und umhüllte die Granitberge der Sierra de Guaderama, in strömendem Regen passirten wir das Escorial, dann kam die Nacht und liess uns von der kühnen Gebirgsbahn, welche bis zu 4500' emporsteigt, nur wenig erkennen. Nadelholzwälder fassten sie zu beiden Seiten ein und an den Stationen boten die Landleute frische Milch in eigenthümlichen Töpfchen an. Als der Morgen grante, hatten

wir Ober-Castilien mit seinen dünnen Hochflächen schon im Rücken und sahen vor uns Burgos mit seiner zweithürmigen gothischen Kathedrale, die gar nicht spanisch aussieht. Dann ging es weiter durch ziemlich gut angebautes Land, einer kühngeformten Kalksierra zu und durch das prächtige Felsdefilé von Pancorbo, dem Oroncillo entlang in das weite Ebrothal, in dessen Mitte Miranda, unser vorläufiges Reiseziel, der Abzweigungspunct nach Bilbao, liegt.

Natürlich hatten wir keinen Anschluss, darauf war ich vorbereitet; dass aber der erste Zug nach der wichtigsten Hafenstadt des Nordens erst um zwei Uhr abginge, hätte ich denn doch nicht erwartet; Cosa d'Espagna. Zum Glück ist an der Hauptlinie wenigstens für leibliche Bedürfnisse gesorgt und wir konnten uns in der guten Bahnhofsrestauration stärken. Das Felsendefilé von Pancorbo war leider zu weit entfernt, um es zu besuchen und wir verschoben das auf die Rückreise; aber die Umgegend wollten wir wenigstens einigermassen inspiciren. Das Gewitter war hier nicht hergekommen und die Hitze in dem weiten Ebrothal fürchterlich. Umsonst spähten wir nach Geibels schattigen Kastanien, aber wir machten doch ganz hübsche Ausbeute an Schnecken und begrüßten mit Freude wieder zum ersten Mal unsere heimathliche Waldschnirkelschnecke. Das alterthümliche enge Städtchen bietet ausser einer seltsamen Kirche mit eigenthümlichen Köpfen an den Pfeilern kein Interesse, von dem Castellberg, wo ein Pfeiler an irgend eine mir unbekannte Action erinnert, hat man zwar einen ausgedehnten Ueberblick über das von zackigen Sierren eingefasste Thal des oberen Ebro, aber an den Conglomeratfelsen war wenig zu hoffen und die Hitze trieb uns zum Bahnhof zurück, wo meine Frau sich dann vergeblich bemühte eine einigermassen kühle Stelle zum Ausruhen zu finden. Ich ging noch einmal nach der anderen Seite, wo der Tejas aus dem Gebirge dem Ebro zufließt und machte hier in dem angeschwemmten Geniste eine reiche Ernte an kleinen Sachen, wurde aber dabei halb geröstet und kehrte endlich auch zum Bahnhof zurück, wo die Minuten in der furchtbaren Schwüle nur langsam verrannen. Endlich kam der Mittag, von beiden Seiten her liefen die Züge mit schweissgebadeten hungerigen und durstigen Passagieren ein, schliesslich kam auch der von Zaragoza, auf den wir warten mussten, und wir konnten einsteigen. Die Bahn bleibt nur kurze Zeit im Ebrothal, dann wendet sie sich dem Tejas zu und betritt bei Potes ein prachtvolles Felsdefilé.

Diese Stelle hat im Befreiungskrieg eine wichtige Rolle gespielt, die Franzosen hatten versäumt sie zu besetzen, und so konnte der Herzog von Wellington eine starke Abtheilung hindurchschicken, welche den Franzosen in den Rücken kam und die Schlacht bei Vittoria entschied, in Folge deren die Franzosen die Halbinsel für immer räumen mußten. Hinter der Schlucht erweitert sich das Thal; üppig grüne Wiesen, für uns ein lang entbehrter Anblick bedecken, den Boden, Eichen und Hainbuchen, von Adlerfarn und Wurmfarne durchrankt, bilden einen wirklich ächten geschlossenen Wald, ein wunderbarer Contrast gegen das verbrannte Ebrothal. Gute Wege durchziehen die sorgsam gebauten Felder, steinerne Brücken führen über die Bäche, die Häuser liegen einzeln oder locker gruppiert, von Fruchtbäumen umgeben; Scheunen, unerhört in Spanien, schliessen sich an die Wohnhäuser, wir sind in einem neuen Lande und auf der nächsten Station sehen wir auch nicht mehr die spanischen *Guardia civiles* mit Napoleonshut und Schwabenschwanzfrack, sondern stämmige Männer mit rothen barettartigen Mützen, die Manta über der Schulter, Alpargatas an den Füßen. Wir haben die Gränzen des Landes Euscaleria überschritten und sind im Gebiete der Basken.

Ein schweres Wetter zog hinter uns drein durch das Defilé und holte uns auf jeder Station ein. So erstiegen wir die Wasserscheide, welche dem Bahnbau keine sonderlichen Schwierigkeiten geboten, aber nun lag das Thal des Nervion unter uns in schwindelnder Tiefe und man sah keine Möglichkeit hinunterzukommen. Aber prachtvoll grün war das Land bis zum Meere hinab, ein Waldland so schön wie man es nur in Deutschland haben kann, auch von unseren Heimatbäumen, Buche, Eiche, und Hainbuche bedeckt. Bei Inosa ist der höchste Punct mit 2163 Fuss über dem Meere erreicht; dicht an der Bahn stürzt sich der Altabe über 600 Fuss senkrecht hinab; etwas weiter, bei Lezama, führt die Bahn fast über den Fall des Oroycó, der 700 Fuss tief ist. Aber dann bricht der Berg plötzlich ab, in schwindelnder Tiefe unten sieht man die Fortsetzung der Bahn, so nahe, dass man mit einem Stein hinunterwerfen kann, in einem Tunnel biegt der Zug um die Ecke und nun fällt der Blick auf ein kreisrundes Kesselthal von senkrechten Felswänden umgeben, in dessen Mitte auf einem Hügel ein alterthümliches Städtchen ruht. Das ist die Concha d'Orduña, die Muschel von Orduña, eine der interessantesten

Thalbildungen, wie sie auch in den Pyrenäen vorkommen. In einer vier Wegstunden langen kreisförmigen Schleife zieht sich die Bahn an den Wänden hin, durch eine Menge von Tunnels, bis sie endlich die Thalsohle erreicht. Während des Unwegs hatte uns das Gewitter wieder eingeholt und es goss wie aus Kübeln, so dass man kaum ein paar Schritte weit sehen konnte. Uns machte das wenig Kummer, denn wir hatten Orduña ohnehin auf der Rückreise einen längeren Besuch zugedacht.

Von Orduña ab folgt die Bahn dem Nervionthal, dessen scharfe Biegungen noch manchen Tunnel und manchen Brückenbau nöthig machen. Die Fläche ist mit Mais bepflanzt, dazwischen liegen überall einzelne Steinhäuser, durch ihre vorspringenden Dächer an Schweizerhäuser erinnernd, aber massiv mit quadratischem Grundriss, das Dach nach vier Seiten abgescrägt, die kleinen Fenster wie Schiesscharten aussehend. Nur dann und wann gruppiren sich ein paar zusammen um eine kleine Kirche, den Mittelpunkt eines Dörfchens bildend. Bald merken wir, dass wir uns einer Industriestadt nähern; Eisenhütten und Fabriken erheben sich überall an dem durch Wehre vielfach gestauten Fluss, Landhäuser mit sorgsam gepflegten Gärten mischen sich dazwischen und endlich führt uns ein langer Tunnel direct auf den Bahnhof von Bilbao. Hier hatten wir zuerst unendlich lange zu warten, denn die Gepäckrevision beginnt nicht eher, als bis alle Koffer ausgeladen sind. So kamen wir in die Fonda zu spät zum Abendessen und erhielten zwar mit einiger Mühe noch ein Zimmer, aber kaum noch etwas Thee, und die Leute waren überhaupt so unfreundlich, die Bedienung so schlecht, dass wir gleich am anderen Morgen wieder aus der Fonda de Autonia auszogen und in eine Casa de Huespedes übersiedelten, wo wir es allerdings auch nicht allzu glänzend trafen.

Bilbao ist eine freundliche, saubere Stadt, am Nervion da gelegen, wo er ein scharfes Knie macht und den Character eines Bergbaches annimmt. Ebbe und Fluth reichen bis zur Stadt und bei Hochwasser können selbst stattliche Seedampfer bis zur grossen Brücke gelangen. Die meisten allerdings gehen nur bis Oleviaga, eine halbe Stunde unterhalb, und nehmen dort direct ihre Ladung — fast ausschliesslich Eisenstein — ein. Die Stadt liegt im tiefen Thal und etwas an den Abhängen empor, von allen Seiten so vollständig und aus solcher Nähe beherrscht, dass

man kaum begreift, wie man daran denken kann, sie gegen einen selbst nur mit Feldgeschütz versehenen Feind zu vertheidigen. Und doch führt sie den stolzen Ehrentitel *Bilbao la invicta*, die Unbesiegte, und hat in diesem Jahrhundert 3 schwere Belagerungen ausgehalten. Jedesmal hat sich der Ansturm der Carlisten nicht an ihren Wällen und Bastionen, denn die hat Bilbao nicht, sondern an dem Muth und dem verzweifelten Widerstande ihrer Bürger gebrochen, welche die offene Stadt und das Nervionthal bis zur Hafenstadt Portugaleta in eine Festung umzuschaffen verstanden. 1835 rückte Zumalacarregui, dieser ächte Baske und Guerillaführer, nach seinem Siege bei Descarga vor Bilbao und bemächtigte sich im ersten Anlauf der Kirche de Begoña, welche unmittelbar über der Stadt liegt und sie vollkommen beherrscht. Aber eine Kugel aus der Stadt machte der Siegeslaufbahn des Tio Tomas (Onkel Thomas, wie Zumalacarregui bei den Basken hiess) ein Ende und sein Nachfolger zog sich zurück. Noch im selben Jahre erfolgte eine neue Belagerung, bei der die Carlisten wieder alle die beherrschenden Positionen auf der rechten Nervionseite inne hatten, aber nach zwei Monaten wurde die Stadt durch Espartero ersetzt. Die letzte und schwerste Belagerung endlich war die im letzten Carlistenkriege, wo sich eine Zeit lang die Gescheicke Spaniens um Bilbao drehten. Die Carlisten hatten diesmal ihre Hauptstellung auf den eisensteinreichen Bergen von Sommorostro und hatten selbst das feste Portugaleta 1874 in ihre Gewalt gebracht, die Stadt kam in die äusserste Noth, besonders nachdem der Angriff des Generals Moriones von den Carlisten im Februar blutig zurückgewiesen worden war. Auch Serrano griff die Stellung bei Sommorostro zweimal vergeblich an, und erst mit Aufbietung der letzten Kräfte — selbst die Guardia civiles aus ganz Spanien wurden aufgeboten — gelang es ihm bei las Muñecas durchzubrechen und am 2. Mai die Stadt zu entsetzen.

Noch zeugen einzelne in Trümmern liegende Häuser von den Schrecken der Belagerung; im Ganzen aber ist die Stadt wie ein Phönix aus ihrer Asche entstanden. Eine Reihe prächtiger Landhäuser, zum Theil sehr geschmackvoll in Backsteinrohbau ausgeführt, zieht sich dem Nervion entlang, zwischen sich und dem Flusse eine mit hohen Ulmen, Platanen und Kastanien bepflanzte Alameda lassend, den Lieblingsspaziergang der Bewohner von

Bilbao. Die Strassen der Stadt sind eng, aber sauber und gut gepflastert; die Häuser aus Stein, fünf bis sechs Stock hoch, die Balkone häufig mit Glasverdachung und zum Zumachen eingerichtet. Ueber gar vielen Thoren sieht man ein grosses Wappen, den Adel seines Besitzers anzeigend; freilich betrachten sich alle Basken schon blos ihrer Nationalität wegen als adlig. Auf den Strassen sieht man nichts von dem trägen Herumlungern der Andalusier; überall erkennt man die thätige Fabrikstadt. Die Waarenballen werden auf Schleifen von Ochsen gezogen; die Zugthiere haben Joche, wie die unseren, aber um das Joch ist immer ein weisses Schaaffell gewickelt, was ihnen ein merkwürdig ehrenfestes, fast rathsherrn-mässiges Ansehen verleiht; getrieben werden sie aber, wie überall in Spanien, nicht mit der Peitsche, sondern mit der Castiga, einem langen Stock mit eiserner Spitze.

Die baskische Nationalität erkennt man an den rothen und blauen Baretten der Männer, die Frauen zeichnen sich durch lang herabhängende Zöpfe aus. Männer und Frauen sind hübsch gewachsen und haben Hände und Füsse wie in Andalusien. Die Frauen greifen übrigens überall tüchtig mit an; früher sollen sogar Frauen vorwiegend als Lastträgerinnen beim Entladen der Schiffe thätig gewesen sein, doch habe ich davon nicht mehr viel bemerkt.

Die Hitze hatte sehr nachgelassen, eine kühle Brise wehte von der See herauf, brachte aber auch Regen und zwang uns am ersten Tage einmal Zuflucht in einem Baskenhanse in der Vorstadt Chacoli zu suchen. Eine prächtige Passiflora bildete eine dichte Laube vor dem Hause, mit Blüthen überdeckt, die erste, die ich in Spanien sah. Am Abend hörten wir überall aus den feuchten Mauern »der Unke glockenhellen Laut« und machten an den Mauern selbst reiche Ernten, namentlich in der Umgebung der Chiesa de Begofia unmittelbar über der Stadt. An der Kirche sah man übrigens noch sehr erhebliche Spuren der Belagerung; sie ist der Schlüssel Bilbaos, aber von Befestigungswerken ist keine Spur zu sehen, und eben so wenig weiter oberhalb an der ins Innere führenden Hauptstrasse.

Erst am zweiten Tage besserte sich das Wetter und machte uns eine Anzahl Excursionen in die Umgegend möglich, welche sich überall ziemlich gleich bleibt, so dass ich es für unnöthig halte, dieselben einzeln zu beschreiben. Nach dem Gebirge hin

ziehen sich überall enge tiefe Thälchen, deren Seitenwände mit Eichen, Nussbäumen und Kastanien ziemlich dicht bewachsen sind; hier und da ragen einzelne Felsen rauhen kieseligen Kalksteins hervor, und in ihrer Umgebung ist der Boden meist von Bergleuten durchwühlt. Der Adlerfarn und zwei Haidearten bedecken den Boden; häufig sieht man rankende Brombeeren, deren köstliche Früchte der Spanier seltsamer Weise wie der Italiener für ungesund hält und nicht genießt.

Bilbaos Blüthe beruht auf dem Eisenstein, den man eigentlich erst seit 1870 in grossem Massstab ausbeutet. Wohl waren die Lager seit alten Zeiten bekannt, und dienten der localen Industrie; aber erst als mit dem Aufschwung der Stahlfabrikation die Herbeischaffung phosphorfreier Eisensteine zur unbedingten Nothwendigkeit wurde, begannen englische Kapitalisten die Werke am Nervion anzukaufen und regelrecht zu betreiben. Will man sich einen Begriff von der Wichtigkeit der Eisensteinbrüche — denn es sind fast ausschliesslich Tagbauten — verschaffen, so braucht man nur einmal mit der Trambahn nach Portugaleta zu fahren. Von Oleviaga ab wimmelt der Nervion von grossen Seedampfern; ich zählte bei einer Fahrt deren 76, ohne die, welche vor der Barre bei Sommorostro ankern und einladen; ein paar davon gehörten Krupp in Essen. Am linken Nervionufer reiht sich eine Ladestelle an die andere; schmalspurige Locomotivbahnen, Trambahnen und Drahtseilbahnen bringen den Eisenstein zum Ufer und entleeren ihn unmittelbar in die harrenden Dampfer. Seinen Höhepunkt erreicht das Treiben bei San Nicolas, wo von Westen her ein Zufluss mündet und ein breites Becken bildet. Man thut übrigens auch alles Mögliche, um den Schiffen das Einladen zu erleichtern und baut eben wieder gewaltige Dämme, zu denen ein ganzer Berg abgetragen wird, um den Nervion gerade zu legen und Verschlammung zu verhüten.

Interessant war das Treiben auf der Alameda am Abend. Zwar das gebildete Publikum ging hübsch sittsam, wie überall in Spanien, auf der einen Seite des Wegs hinunter bis zu einem gewissen Punkte, und auf der anderen Seite wieder herauf; aber die Basken sammelten sich um die Musiktribüne und wenn die Musik spielte, tanzten sie flott.

Am 25. Juli wandten wir Bilbao wieder den Rücken; zu spät merkten wir, dass es Jacobstag war und das Zusammenströmen



des Landvolkes am Tage des Schutzpatrons von Spanien ein interessantes Volkstreiben versprach. Wir hatten schon gepackt und verliessen Nachmittags die Stadt, diesmal nur zu einer kurzen Fahrt, nach Orduña. Dort befindet sich ein neuerfundenes Bad, wie sie eben im Baskenland zu Hunderten auftauchen, Sommerfrischen für die Castilianer; überall waren Plakate mit Reelamen angeschlagen und ich hatte Lust, mir auch einmal ein solches Etablissement anzusehen. Natürlich wollte ich auch dort Quartier nehmen, aber zu meiner Ueberraschung erfuhr ich am Bahnhof, dass in der Badeanstalt kein Quartier gegeben werde und die Badegäste in der Stadt wohnen müssten. Schliesslich war ich aber mit dem Tausch nicht unzufrieden, denn die Fonda de Firmin Guinea in Orduña war sehr gut und sehr billig, und schliesslich bin ich überhaupt nicht in das Badeetablissement gekommen.

Gleich am ersten Abend merkten wir, dass die Basken nicht umsonst für musikalisch gelten; Kater Hidigegei wäre verzweifelt, denn weit und breit musicirte die Menschheit wie im Tage-lohn. Uns gerade gegenüber arbeiteten zwei verstimmte Claviere, von einer Flöte begleitet, mit rührender Ausdauer, weiterhin eine Geige und ein Horn, auch allerhand Gesang war zu vernehmen, ausserdem zog noch ein blinder Bettler von Haus zu Haus, schellte mit einer grossen Kuglocke und plärrte dann ein endlos langes baskisches Gebet herunter. So ging es von Morgens bis Abends, nur zweimal zu unserer grossen Erleichterung unterbrochen durch eine wirklich gute Militärmusik, die auf der nahen Plaza spielte. Alle diese kleinen Baskenstädte haben nämlich starke Garnisonen, da die Regierung dem Lande noch gar nicht traut. Der Oberst speiste mit uns; er war ein Andalusier aus Cordoba, munter und freundlich, wie alle die Südländer, kam übrigens immer in Civil und erst nach ein paar Tagen sahen wir ihn zufällig einmal in Uniform und erfuhren, dass er der Stadtcommandant sei. Ich habe das überall in Spanien bemerkt; man sieht die Officiere ausser Dienst fast niemals in Uniform.

Orduña bietet im Inneren nicht viel Interessantes; nur die Plaza, von der sternförmig zehn enge Strassen auslaufen, ist äusserst pittoresk. Von den Arcaden, welche sie umgeben, zeigen die auf zwei Seiten, an der Kirche und an einem nun als Kaserne dienenden Kloster, offenbar die ältesten, wirklich schöne Verhältnisse. Die Kirche hat, wie viele im Baskenland, keinen Thurm,

sondern die Façade ist über das Schiff hinausgebaut und die Glocken hängen in Schalllöchern, gleichsam à jour. Sie bildete einst einen Centralpunkt des Baskenlandes; in der Concha leisteten die alten Iberer den Römern und Gothen, und ihre Nachkommen den Mauren tapferen Widerstand. Orduña war eine der wenigen Städte im Baskenland und gilt für älter als das uralte Ibaizabel, wie die Basken Bilbao nennen. Seine Ringmauer ist erst nach dem letzten Kriege, wo es nach heissem Kampf von den Liberalen erstürmt wurde, gebrochen worden.

Die wenigen Tage, die wir in Orduña verbringen konnten, reichten natürlich nicht aus, um das Baskenvolk kennen zu lernen, das für den Fremden ohnehin unzugänglich genug ist. Dass Spanier und Baske keine guten Freunde sind, noch weniger als Spanier und Catalouier, konnte ich freilich sehen, und Spanier, namentlich ein armer Andalusier, den ich bei einer Excursion traf, klagten sehr über das unfreundliche Volk, das nicht einmal danke, wenn man grüsse. Es war kein guter Tag, als die liberale spanische Regierung beschloss, die heilige Eiche von Guernica, unter der seit Urzeiten die Basken zusammenkamen, fällen zu lassen und die beschworenen Sonderrechte, die Fueros, aufzuheben. Bis dahin hatten die Basken eine Sonderstellung in Spanien gehabt; sie erkannten den König von Spanien als ihren Señor erst an, nachdem er die Fueros beschworen, und regierten sich im übrigen vollkommen selbstständig und republikanisch. Statt der Steuern zahlten sie ein freiwilliges Geschenk, dessen Höhe sie selbst bestimmten; sie gränzten sich durch eine Zolllinie gegen den Rest der Halbinsel ab, duldeten weder Tabak- noch Salzmonopol und stellten keine Rekruten, sondern nur im Falle der Gefahr den Landsturm, der nur von Basken commandirt werden durfte. Die Grundzüge der Verfassung waren schon aufgestellt worden, als 842 Iñigo Arista zum Oberfeldherrn gegen die Mauren gewählt wurde; die Fueros de Sobrarbe nennt der Baske diese älteste Verfassung. Nur gegen Gewährleistung dieser Freiheiten hatten sie seiner Zeit Pedro den Grausamen als Señor anerkannt; jeder spanische König hatte sie unter der heiligen Eiche von Guernica beschworen. Die drei baskischen Provinzen Biscaya, Alava und Guipuzcoa — das Wappen zeigt darum drei verschlungene Hände mit der Umschrift: Irurac Bat, drei in einem — sandten alljährlich ihre Abgeordneten, die in den

Ante-Iglesias, den Versammlungen vor den Kirchen, gewählt wurden, nach Guernica und gehorchten nur den Beschlüssen, die dort gefasst wurden. Die Aufhebung der Fueros trieb sie in die Arme der Carlisten und in jedem Carlistenkriege sind sie die Hauptstützen des Prätendenten gewesen. Erst nach dem unglücklichen Ausgang der letzten Erhebung haben sie sich dazu verstehen müssen, Rekruten zu stellen und die erste Aushebung ist in 1877 ohne Widerstand verlaufen. Nicht gerade zur Freude der spanischen Officiere, denn dem Basken fehlt jeder Sinn für militärische Disciplin, und so tapfer er sich als Guerillero schlägt, für die reguläre Disciplin ist er unzugänglich. Noch heute gilt, was der grosse Capitän Gonsalvo de Cordova sagte: Ich will lieber wilde Thiere bändigen, als baskische Truppen commandiren. — Tabaksmonopol und dergleichen hat man aber noch immer nicht durchführen können und noch tagt regelmässig der Calzarro der baskischen Provinzen in Guernica.

Spöttisch schaut selbst der ärmste Baske auf den hergelaufenen Spanier herab, dessen Ahnen ja im höchsten Fall erst mit den Gothen ins Land kamen, als seine Vorfahren schon Jahrtausende lang da wohnten. Der Spanier betrachtet den dickköpfigen Basken mit Hass und Verachtung und macht sich besonders über dessen »unaussprechliche« Sprache lustig. »Die Basken schreiben Salomo und sprechen es Nebukadnezar aus, sie schreiben Bilbao und sprechen es Ibaizabel«, kann man von den Spaniern jederzeit hören und ebenso die Geschichte vom Teufel, der sich sieben Jahre in San Sebastian aufhielt, um das Baskische zu studiren und doch nur drei Worte erlernte. Den Basken kümmert das wenig, er weiss, dass seine Sprache die älteste, nicht nur in Europa, was ihm ja auch die Wissenschaft zugesteht, sondern in der ganzen Welt ist und dass sie heute noch ausschliesslich im Himmel von den Engeln gesprochen wird — was ihm freilich Armenier und Araber bestreiten. Allerdings bequemt er sich dazu, spanisch zu lernen, und es wird auch in den Schulen spanisch unterrichtet, aber im übrigen hält er an seiner Nationalität, an Sprache und Sitte zäh fest und es werden noch viele Generationen dahin schwinden, ehe der letzte Euscaldanae hispanisirt ist, wenn überhaupt, was mir nicht ausser Zweifel scheint, Spanien so lange zusammenhält. Gerade in diesem Staat, der seit 400 Jahren nach aussen als eine so compacte Einheit erscheint, gährt es

gewaltig unter der Oberfläche und die Spaltung zwischen Catalanen, Basken, Castilianern und Andalusiern hat sich in den letzten Jahren eher vertieft als vermindert.

Dem Lande gereicht der Nationalstolz der Basken offenbar zum Vortheil. Der Baske hat, wie der Catalane, ein grosses Talent für Handel und Industrie; Fabriken, namentlich Spinnereien und Papiermühlen, finden sich in jedem Thal, gute Wege führen selbst in die Bergwälder hinein und der Boden ist so sorgsam bebaut, wie in den Vegas von Murcia und Valencia. Bewässerung ist hier allerdings unnöthig, da die Sommer niemals regenlos sind, wie wir mehrmals selbst empfanden. In der Concha von Orduña gestatten die ausgedehnten Ackerflächen eine regelrechte Beackerung, in den engeren Thälern aber herrscht ausschliesslich Spatencultur, oder richtiger, wird der Boden mit einem eigenthümlichen Instrument bearbeitet, der *Laya*, einer Art Gabel, welche aber unten zwei blattartige Zinken hat, wie der Karst in Mittelddeutschland. Der Baske führt gewöhnlich zwei dieser Instrumente und bearbeitet damit den Boden ebenso gewandt wie gründlich. Gepflanzt wird vorwiegend Mais; zwischen den Maisständen aber werden immer noch Buschbohnen gepflanzt. Die Fruchtbäume des Südens sind verschwunden, und Nuss- und Apfelbäume umgeben die Dörfer; die Aepfel dienen häufig zur Bereitung von Aepfelwein.

Unsere Ausflüge in der Concha d'Orduña galten natürlich ausschliesslich den Felsen, welche wie ein Zinnenkranz das Kesselthal umgeben; sie waren ziemlich anstrengend, da wir, um zu ihnen zu gelangen, jedesmal gegen zweitausend Fuss an den steilen begrasten Gehängen hinaufklettern mussten. Gleich der erste Tag sollte uns mit einer Eigenthümlichkeit von Orduña bekannt machen, die nicht zu den angenehmsten gehört. Wenn nämlich der Wind vom Meere her weht, sammelt sich um die Kuppe des Peñon (Kamm) de Orduña eine Nebelwolke genau von derselben Form, wie sie beim Levanter die Spitzen von Gibraltar verhüllt, aber sie hält die Feuchtigkeit bei weitem weniger fest und löst sich sehr gerne in Regen auf. Das war am 26. Juli der Fall und schon gleich nach dem Ausmarsch wurden wir gelinde angefeuchtet. Der Nebel erschwerte die Orientirung, aber zum Glück braucht man bei Orduña eben immer nur zu steigen, um schliesslich an die Felsen zu kommen. Auf Feldwegen, zwischen Hecken

aus Schlehen, Hasel und Brombeeren, in denen unsere heimischen Glockenblumen blühten, kamen wir in ein kleines Baskendorf, von dem aus ein steiler kurz begraster Rasenabhang zum Felsen emporstieg. Es kostete aber ein stundenlanges anstrengendes Steigen auf dem glatten Rasen, bis wir hinaufgelangten und schliesslich wurde der Abhang so jäh, dass selbst das Vieh nicht mehr hatte hingelangen können und ich mich an dem langen Grase förmlich Schritt für Schritt emporziehen musste, bis ich endlich mein Ziel erreichte. Ich wurde freilich für meine Mühe reich belohnt, denn ausser verschiedenen Windelschnecken (Pupa) sass eine prächtige blaubereifte Deckelschnecke, welche dieser Gegend eigenthümlich ist (*Pomatias Hidalgoianum*) in Menge an den Felsen, aber nun begann es auch ganz gründlich zu regnen und wir mussten nach Hause. Nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten erlöste ich meine Frau, die sich bei dem Versuche mir nach zu steigen in einem Haseldickicht verstiegen und förmlich festgeklemmt hatte, aus ihrer Position und half ihr über die treppenförmigen Felsstufen hinab, die wir beim Hinaufklettern kaum bemerkt hatten, während sie uns jetzt manchmal sehr unbequem wurden; schliesslich kamen wir auf einen Ziegenpfad und diesem nach an einen grossen Viehstall, einen Corral, von welchem aus ein fahrbarer Weg in bequemer Senkung durch den Wald nach unten führte. Es war ein prächtiger Buchwald mit dichtem Unterholz. Der Weg machte endlose Krümmungen, und als wir dieselben abzuschneiden versuchten verliefen wir uns und kamen nur mit Mühe endlich aus dem Wald heraus und auf einen Pfad, der uns nach Orduña zurückführte. Querfeldein gehen ist in Baskenland unmöglich; jedes Feldstück ist sorgsam umzäunt und wo ein Weg durch die Ländereien eines Basken führt, bringt er am Eingang wie am Ausgang einen Schlagbaum an als Zeichen seines Eigenthumsrechtes. My house is my castle gilt überall im Baskenland.

Die späteren Excursionen machten mich mit immer neuen Reizen der Gegend bekannt und waren von günstigerem Wetter begleitet. Am 27. Juli stieg ich an der Steilwand hinauf bis zu einem der höchsten Punkte, von wo ich fast das ganze Baskenland übersehen konnte. Wie eine Reliefkarte lag der Kessel von Orduña unter mir und über seine Ränder hinweg schweifte der Blick über das Bergland von Biscaya bis zum Meere, das sich wie ein glänzendes Gebirge am Horizonte erhob. Lauter grüne bewaldete Berge, so-

weit das Auge reichte, ein ganz heimathliches Bild, so ganz verschieden von dem was man sich gewöhnlich unter Spanien vorstellt. Aus dem Grase blickten überall die Blätter der Päonie und unser Federröschen blühte in den Felsenspalten. Hier und da blühte auch eine prächtige mir unbekannte Lilie, unserem Türkenband (*Lilium Martagon*) ähnlich.

Eine weitere Excursion führte uns der Strasse von Orduña nach Burgos entlang, einst die Hauptstrasse, welche Biscaya mit Castilien verband. Heute ist sie verlassen, aber noch gut erhalten. Der Himmel war hell und die Sonne brannte tüchtig, aber die Luft war frisch und erquickend, wie an einem Sommertag in unseren Gebirgen, kein Vergleich mit der Gluthitze des Südens. Die Strasse führte bis zum Eingang der Seitenschlucht vor Tortanga über welcher sich der Pico del Fraile erhebt, ein mächtiger Fels, welcher in der That eine wunderbare Aehnlichkeit mit einem kuttentragenden Mönch zeigt: namentlich von einer Stelle aus erschien er ganz wie eine nicht fertig ausgearbeitete Kolossalstatue des Dr. Martinus. Wir waren bei unserer ersten Excursion ganz in der Nähe gewesen, hatten aber im Nebel nichts sehen können. Die Schlucht von Tortanga bildet weiterhin einen Cirkus in kleinerem Massstab, den eine mehrere Hundert Fuss hohe Felswand nach hinten abschliesst. Die Strasse biegt nicht in sie ein, sondern wendet sich am Eingang links und ersteigt in zahllosen Serpentina die steile Höhe. Die Gesamtlänge der Strasse bis zur Höhe beträgt 8 Kilometer. Wir folgten ihr nur eine kurze Strecke und stiegen dann steile Richtpfade empor, durch einen lichten Buchwald, in dem sich leider auch schon Spuren sinnloser Waldverwüstung zeigten. Am oberen Waldrande, wo eine köstliche Quelle entsprang, kamen wir wieder auf die Strasse und nun ging es in kurzen Serpentina weiter zwischen Felsen hinauf, an ein paar verlassenem Einkehrhäusern vorbei, wo sich früher die Arrieros erquickten, bis wir endlich die Höhe erreichten. Hier ändert sich das Landschaftsbild ganz plötzlich: eine mit kurzem Gras bewachsene Trift lag vor uns, sich zwischen Bergkuppen allmählig nach der anderen Seite senkend. Hohe Steinsäulen standen in bestimmten kurzen Abständen längs der Strasse, offenbar um im Winter, wo hier oben bisweilen gewaltige Schneemassen fallen, die Richtung der Strasse anzuzeigen. Von Menschen und Cultur war keine Spur zu erblicken, nur ein paar Steinkreise bewiesen, dass zeit-

weise hier Heerden weiden. Der Blick ins Thal war aber prachtvoll, und muss für den von Castilien kommenden Wanderer um so überwältigender sein, als er ihm ganz unerwartet beim Umbiegen um eine Ecke kommt. Zu sammeln war oben nur wenig, wir kehrten also zurück und kletterten eine Zeit lang an den begrasten Abhängen hin. Es war aber so steil, dass meine Frau bald zurückbleiben musste, und auch ich war auf einmal schneller unten, als ich wünschte und wenn ich nicht im Pfeilschnellen Herabfahren auf einem dazu eigentlich nicht bestimmten Körpertheile mich im hohen Grase hätte festklammern können, wäre ich schwerlich mit ganzen Gliedern unten angekommen.

Am 30. Juli machte ich noch einmal allein eine Excursion nach dem hintersten Winkel des Thalkessels, der Schlucht von Delicias, wo nach meinem Murray der Nervion einen prachtvollen Wasserfall von 220 Fuss Höhe bilden sollte. Wieder hingen dichte Nebel um den Kamm, aber das Gras war trocken, ein Zeichen, dass Regen nicht zu erwarten. Im Nebel kletterte ich zu den Felsen hinauf, machte aber keine besondere Ausbeute und das Terrain war der Art, dass ich eine Zeit lang überlegte, ob ich überhaupt einen Abstieg versuchen oder lieber oben hinaus klettern sollte. Endlich entschloss ich mich, eine glatte Felsplatte, die im Frühjahr eine Stufe in einem Wasserfall zu bilden schien, und unter der es mindestens 60 Fuss tief senkrecht hinab ging, während darüber der Fels ebenso steil emporrage, in den Strümpfen zu passiren und konnte nun mit sorgsamer Benutzung des laugen Grases und der hier und da wachsenden Haselbüsche mich wieder hinunter arbeiten bis zu einem Pfade, welcher nach dem Hintergrunde des Kessels führte. Dort war in der That eine wundervolle Gelegenheit für eine grossartige Cascade: eine senkrechte Felswand fasste den Circus ringsum ein, aber umsonst horchte ich nach dem Brausen des Wasserfalls. Es war so still, dass man die Quellen am Abhang rieseln hörte und deutlich das Knistern des brennenden Grases vernahm, das man oben in Brand gesteckt hatte, um bessere Herbstweide zu bekommen, aber der Nervion entsprang ganz zahm am Fusse der Wand und von einem grossen Wasserfall war keine Spur. Im Frühling allerdings, wenn der Schnee oben schmilzt, mögen reissende Sturzbäche durch alle Ecken niederschäumen, davon sah man hier und da Spuren, und dann ist der Platz sicher ganz prächtig. Hier und da stehen noch statt-

liche Eichen und Buchen, aber eine nach der anderen fällt unter der Axt, und das liebe Vieh, das man in dem geschlossenen Circus ohne Aufsicht gehen lassen kann, sorgt schon dafür, dass kein Nachwuchs aufkommt. Auch die allgemeine Sitte, im Nachsommer die Hochweiden abzubrennen, ist dem Wald nichts weniger als förderlich; in den Alpen würde man sich hüten, so verschwenderisch mit dem Grase, das man ganz gut abmähen und zu Heu machen könnte, umzugehen.

Den Nervion entlang kehrte ich zurück; an verschiedenen Stellen waren im Felsen förmliche Gallerien ausgewaschen, in denen das Vieh erwünschten Schutz gegen den Sonnenbrand fand; sie bewiesen, dass der jetzt so zahme Fluss im Winter tüchtig toben mag. Die Sturzbäche von den Seitenhängen waren sämmtlich vertrocknet, nur in einem Rinnsal schäumte noch eine Quelle wie ein schmales Silberband zu Thal.

Gerne hätten wir noch ein paar Tage in dem schönen Orduña verbracht, aber unsere Zeit war um, die Pflicht rief nach Hause. Noch ein köstlicher Spaziergang durch den prächtigen Buchwald, aus dessen Schatten man so behaglich hinaussah in die sonnen-durchglühte Ebene, und am ersten August ging es wieder fort aus der Concha d'Orduña hinaus, der Heimath zu. Gegen sieben Uhr Abends waren wir wieder in Miranda, wo wir die letzte Sammelstation machen wollten. Dem Bahnhof gegenüber fanden wir ein Quartier, das an Sauberkeit und Güte der Betten nichts zu wünschen übrig liess, leider aber keine Verpflegung bot, so dass wir auf die theure Bahnrestaurations mit ihren insolenten Kellnern angewiesen waren. Wir wollten von hier aus dem Felsen-defilé von Pancorbo einen Besuch abstatten. Leider konnten wir dazu keinen Zug benutzen, denn spanische Bahnen sind für den Localverkehr nicht eingerichtet. Die prächtige Chaussee, welche früher den ganzen Verkehr zwischen Spanien und Frankreich vermittelte, führt von Miranda fast in grader Linie nach Pancorbo; sie ist jetzt verödet, aber noch sehr gut unterhalten und in ihrer ganzen Länge mit Ulmen, Pappeln und Nussbäumen bepflanzt, deren Schatten uns hier, wo die kühle Seebrise des Baskenlandes fehlt, sehr wohl that. In der klaren Luft des Südens schienen die Felsen ganz nahe, aber trotz rüstigen Ausschreitens brauchten wir drei gute Stunden, bis wir das Dörfchen am Eingange der Schlucht erreichten. In einer Tienda stärkten wir uns an recht gutem Weine; das Local war freilich



mehr als primitiv: wir sassen auf Säcken in der von Fliegen wimmelnden Hausflur. Dann ging es an die Felsen, auf deren Höhe die Trümmer eines Schlosses liegen, das in Spaniens Geschichte eine traurige Rolle spielt, denn hier gab König Roderich der schönen Cava, der Tochter des Grafen Julian, jene Lectionen in der ars amandi, welche den Einfall der Mauren zur Folge hatten. Die Ausbeute an Mollusken war aber unendlich gering und benahm uns alle Lust noch länger hier einer Hitze von 27—28° R. zu trotzen, zumal wir, als wir hungrig nach Hause kamen, nichts bekommen konnten und bis zum regulären Abendessen warten mussten. Also in Spanien; am anderen Morgen um 5½ Uhr sassen wir im Pariser Expresszug. Im Flug ging es durch das Thal des Zadorra und durch ein enges Defilé in das Becken von Vittoria, den Schauplatz der Entscheidungsschlacht im Befreiungskrieg. Dann steigt die Bahn beträchtlich durch ein enges Waldthal zur Wasserscheide empor, wo Nebel die Aussicht verhüllten und durch viele Tunnels und über einen langen Viaduct geht es wieder hinab in ein Thal, in welchem Papierfabriken und Spinnereien eine auf die andere folgten. Rasch aufeinander folgten San Sebastian, das elegante Seebad mit seinen prächtigen Anlagen, Pasages mit seinem seeartigen, ringsum von Land umschlossenen Hafen und die alte Feste Irun; um elf Uhr ging es über die Bidassoabrücke hinüber nach Frankreich.

In der Bahnhofrestauration merkten wir sofort, dass wir Spanien verlassen, denn das Oel war nicht ranzig und man konnte sich wieder einmal einen Salat anmachen. Die Douane begnügte sich mit meiner Versicherung, dass ich nichts Zollpflichtiges habe, und bald ging es weiter durch das prächtige Hügelland zwischen Pyrenäen und Adour. Die Nebel waren im Gebirge zurückgeblieben, die Sonne schien klar vom Himmel und wir konnten die sorgsam angebaute Landschaft nach Herzenslust betrachten. Die Bahn führt in einiger Entfernung vom Meere dahin, und in den Thaleinschnitten sieht und hört man die Wogen des Golfs von Biscaya. Im Fluge passirten wir St. Jean de Luz und Biarritz napoleonischen Andenkens und erreichten den Adour, hier schon ein stattlicher Fluss, der respectable Seeschiffe trägt. Bayonne mit zwei stattlichen gothischen Kirchen, die sich wie Zwillinge gleichen, liegt reizend an seinem Ufer. Die Strecke von Bayonne bis Bordeaux genießt in Frankreich genau desselben Rufes, wie die

Lüneburger Heide in Deutschland; selbst die Heideschnucken fehlen nicht und ich spähte sehr eifrig aus nach ihnen und den auf Stelzen gehenden, strickenden Schäfern. Aber nie wurde ich gründlicher und angenehmer enttäuscht. Statt der dürren Sandflächen dehnt sich heute vom Adour bis zur Garonne ein ununterbrochener Wald von Strandkiefern in allen Altersstufen, sorgsam gepflanzt und pfleglich bewirthschaftet. Die unablässige Thätigkeit fast eines Jahrhunderts hat hier einen glänzenden Sieg über die Natur davon getragen. Schon ist der Boden soweit verbessert, dass an günstigen Stellen Eichen gedeihen; um die Stationen und Bahnwärterhäuschen heram hat man alle möglichen exotischen Bäume gepflanzt, die ausgezeichnet fortkommen und eine zahlreiche Bevölkerung lebt in und von diesen Wäldern. An den Stationen sind Schwellen, Balken und Bretter aufgeschichtet, den Hauptertrag liefert aber das Harz. Ueberall an den älteren Bäumen sah man Blumentöpfe hängen, um das aus den eingehauenen Kerben herausträufelnde Harz, das für Bordeaux einen Hauptausfahrartikel liefert, zu sammeln: die Bäume scheinen nicht darunter zu leiden, denn ich sah kräftige alte Stämme mit einer ganzen Menge überwallter Wunden. Eine dichte Bodendecke von Gras und Adlerfarn hat sich im Schutz des Kiefernwaldes entwickelt, hier und da spriesst schon Laubholz auf, und wenigstens der der Bahn entlang ziehende Strich der verrufenen Landes kann als der Cultur gewonnen gelten. Weiterhin mag es freilich nicht überall so glänzend aussehen, denn der sturmartige Wind brachte grosse Sandmassen mit und wir hatten Mühe, uns einigermaßen sauber zu halten.

Erst unmittelbar vor Bordeaux hört der Wald auf und beginnen Gärten mit prächtigen Obstbäumen. In der reichen Handelsstadt nahmen wir nur einen ganz flüchtigen Aufenthalt, um das schöne Museum zu sehen, in dem uns besonders die Localsammlung des Departements und die neucaledonische Sammlung imponirten. Dann ging es wieder zur Bahn und am vierten August waren wir in Paris, wo wir uns eine, wie ich denke, wohlverdiente längere Ruhe nach den Strapazen der fünfmonatlichen Reise gönnten.